P. o. germ. Lafontaine
783 i/(1

<366347508100011

<366347508100011

Bayer. Staatsbibliothek

# Wenzel Falk

und

# seine Familie.

---

Von

August Lafontaine.

2072.

---

Erster Theil.

---

Berlin, 1810.
Bei Johann Daniel Sander.

Jacob Fresenius

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Wenzel Falk und seine Familie

---

## Erster Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## Falk macht eine Bekanntschaft.

Der Major Wenzel von Falk kam von der Parade, und holte den Fiskal Eisen ein, der langsam vor ihm her ging. „Guten Morgen, Herr Fiskal! Wohin? Was giebt es? Sie sehen ja aus, als sollten Sie einhauen."

Auch soll ich das, Herr Major.

„Auf wen?"

Auf ein argloses, redliches Menschenherz; auf die Unschuld, auf eine edle Familie.

„Wer zwingt Sie dazu?"

Die Pflicht, mein Amt.

„Allen Respekt. Wer ist es denn, auf den Sie einhauen müssen?"

Der Rektor Huber. —

Der Major sah mit einem mitleidigen Blicke dem Fiskal in's Gesicht, und sagte endlich: „alle Wetter!"

Ich bringe ihm seine Absetzung vom Amte, sein Urtheil von Rechtswegen, das den Mann zum Hungertode verdammt.

„Alle Wetter! Er wohnt ja in dem Hinterhause, wo ich wohne. Eine ehrliche Seele! Was hat er denn gethan?"

Seinen Tacitus ein wenig commentirt.

„Tacitus? Was ist das?"

Nun erzählte der Fiskal Eisen. Der Fürst des Landes, ein edler Mann, war gestorben. Seines Bruders Sohn folgte ihm in der Regierung. Der Rektor Huber hatte den Letztern, als jungen Prinzen, in der Lateinischen Sprache unterrichtet. Wenn von der künftigen Regierung des Prinzen die Rede war, schüttelte der Rektor jedes Mal den Kopf; und als er zur Regierung selbst kam, fragte Jemand den Rektor, was er hoffe. Der alte Mann, der am Hofe nicht einmal die Kunst zu schweigen begriffen hatte, obgleich Tacitus sein

Lieblingsschriftsteller war, hob seinen Autor auf, und las mit lauter Stimme die Stelle aus Tacitus Annalen von dem Tiberius vor, die so gänzlich auf den jungen Fürsten paßte, als hätte sie Tacitus von ihm geschrieben. „Tiberius Nero war alt genug, ein gerühmter Feldherr; aber seiner Familie Uebermuth beherrschte ihn, und viele Zeichen einer versteckten Grausamkeit brachen hervor. Er sann auf nichts, als Rache, Heuchelei und geheime schändliche Lüste."

Diese äußerst treffende Stelle — der Prinz hätte sich sogar auch Ruhm im Kriege erworben — wurde wiedergesagt, und lief dann durch die Stadt; wer einen Tacitus hatte, schlug ihn auf, und las sie. Ein Ohrenbläser, deren Gezücht jeden neuen Thron umringt, sagte dem Fürsten davon. Dieser las seinen Tacitus, so gut wie der Rektor, schlug die Stelle auf, und lächelte schweigend.

Ein Vierteljahr nachher verhängte das Consistorium eine Untersuchung gegen den Rektor, wegen der Ketzereien, die er sich

in seinen Lehrstunden zu Schulden kommen ließ. Es ergab sich im Laufe der Untersuchung noch weit mehr, als man Anfangs glaubte. Bei der Erklärung des Tacitus hatte der Rektor Satiren auf das regierende Haus, auf die Minister, auf den Fürsten selbst gemacht. Man wußte nicht, ob nicht gar die Sache als Hochverrath genommen werden würde. Der Fürst lachte, als man ihm davon sagte. Der Rektor verlor indeß sein Amt, und das Lesen des Tacitus wurde auf der Schule verboten.

Das erzählte Eisen, und der Major Wenzel zog die Augenbraunen zusammen. „Er hat eine Frau, er hat einen Sohn!“ sagte er heftig.

Sonst würde es ihm nicht so weh thun.

„Er behält aber doch sein Gehalt?“

Lieber guter Herr Major, so denken Sie! Wir denken anders. Er muß noch obendrein die Prozeßkosten bezahlen.

„So wollte ich doch, daß ich am andern Ende der Stadt wohnte, lieber Eisen! denn

ich weiß, diese Nacht werde ich nicht ein Auge zuthun können."

Guter Major!

„Und ich will lieber in eine Batteriefront einhauen, als Ihren Gang machen." (Hier wischte Eisen sein Auge.) „Und doch möchte ich Sie begleiten, Eisen. Wer weiß, ob ich ihm nicht einen Dienst leisten kann."

Es wäre ein Ehrengang, Herr Major, den Sie niemals ehrenvoller gemacht hätten.

„Ich gehe mit." —

Sie gingen Beide. Der Major änderte unterwegs noch wohl zehnmal seinen Entschluß; aber er ging doch mit. Sie trafen den Rektor im Schlafrock, seine Frau mit verweinten Augen. Der Sohn, ein Bursche von achtzehn Jahren, hatte die Hände geballt, und sah mit einem gläsernen, starren Blicke durch das Fenster gen Himmel.

Der Rektor stand auf, und sagte: Sie bringen mir meine Sentenz, Herr Fiskal?

Der Fiskal wollte reden, konnte aber

nicht, und gab ihm stumm das Papier. Der Rektor las, und sagte dann: abgesetzt, liebe Frau. (Der Sohn veränderte nicht einen Zug im Gesichte.) Ich bin unschuldig, Herr Fiskal. (Hier drehete sich der junge Mensch um, nahm aber sogleich seine Stellung wieder an.) Das ist es nicht, was hier steht; nein, der Tacitus.

Es ist schändlich! rief der junge Mensch auf einmal, mit wilder Hitze sich umdrehend. O, unmenschlich verfährt man mit dem grauen Kopfe dieses redlichen Mannes! Sagen will ich's am Throne selbst. Jedem will ich's sagen; auf dem Markte, zu ....

Hier ergriff die besorgte Mutter des Sohnes beide Hände. Ich bitte dich, Wilhelm, schweig! was versprachst du mir?

Laß den Burschen schweigen! rief der Vater: was hat er damit zu thun? was weiß er denn?

Die Prozeßkosten, hob Eisen mitleidig an —

Hier warf der Major seine Börse auf

den Tisch, umfaßte den Rektor, und verließ das Zimmer.

So wie er Essen über den Hof gehen sah, ging er wieder zu dem Rektor, den er lesend fand. Die Frau setzte ein spärliches Essen auf einen kleinen Tisch. „Unschuldiger, redlicher Mann!" sagte Wenzel. „Ich mußte zu Ihnen, und doch weiß ich nicht, wie ich Sie trösten soll."

Der Rektor legte den Finger an die Stirn. Es will mir jetzt vorkommen, Herr Major, als wäre ich nicht so ganz unschuldig. Ich kannte ja den Herrn, ich kannte die Welt. Tacitus hatte mich gewarnt, nnd ich gehorchte nicht. Hier steht es. Er las lateinisch die Stelle vor: „Es ist unerlaubt, gefährlich, von dem, was ein Fürst versteckt, zu reden. Will einer frei seyn, so trage er, was die Freiheit auflegt zu tragen." Ich bereue nicht, was ich gesagt habe, Herr Major, obgleich die Wahrheit mich zum Bettler gemacht hat. Ihr Geschenk, Herr Major, ist für die nächsten Monate genug. Hungers, denk' ich, wollen

wir nicht sterben; und müßten wir — hier trat der alte Mann mit funkelnden Augen vor — so ... würde ich doch kein Wort bereuen.

Der Major sah den alten Mann starr an. Er hatte gemeint, so könne nur ein Soldat, ein Edelmann reden; und hier sah er einen armen Bürger, der so stolz war, wie er selbst. Er faßte seine Hand. „Hungers sterben sollen Sie nicht, Herr Rektor, so lange mir ein Stückchen Brot übrig ist; und damit gut!"

Am folgenden Morgen erhielt der Major ein Billet von dem Fiskal Eisen, mit der Nachricht, daß man den Sohn des Rektors, als einen Taugenicht, zum Rekruten ausheben wolle. Hier funkelte das Auge des Majors. Er ging zu dem Rektor hinüber, traf den Sohn auf dem Hofe, und sagte ihm die unangenehme Nachricht. Der junge Huber sah ihn an, ohne zu erschrecken, und sagte: Ich bin meinem Vater zur Last, Herr Major. Den Soldatenstand liebe ich; und wenn ...

„Ich nehme dich unter meine Compagnie, mein Sohn!" sagte der Major freudig. „In Jahr und Tag sollst du Wachtmeister seyn. Es ist Krieg; dein Säbel muß dir dann weiter helfen." Sie schlugen Beide ein, und der Sohn lief hinauf, seinen Eltern sein neues Loos anzukündigen. Die Mutter stand todtenbleich da, als der Major in das Zimmer trat. Der Vater sagte: laß ihn, Mutter! laß ihn! Es war von Jugend auf sein Wunsch. Aber die Mutter schüttelte schweigend den Kopf. Sie konnte nichts dagegen sagen; und dennoch brach ihr das Herz.

Du willst also, Wilhelm? fragte der Rektor.

Ja, ich will!

Da nahm der Vater seines Sohnes Hand. So werde ein Held! Keine Lüge komme über Deine Zunge, Sohn! Ein Mensch, der in jeder Minute Stirn gegen Stirn mit dem Tode steht, muß das armselige Leben nicht mit einer Lüge besudeln, es nicht einmal dadurch retten wollen! Heu-

chele nicht, krieche nicht! Du sollst dem Tode dreist entgegen treten; schändlich wäre es dem Soldaten, wenn er vor dem Schlechten zittern wollte, da er vor dem Höchsten nicht zittern darf. Sei menschlich! sei sanft! sei treu Deinen Kameraden bis zum Tode! Sei ein Mann!

Der Major nahm seinen Hut ab bei dieser kleinen Rede. „Alle Wetter, Herr!" sagte er dann; „Sie wissen, wie ein Soldat denken muß!"

Oder wie ein Mensch! Denn, Herr Major, der Tod steht dem Burschen da vor der Stirn: steht er von allen andern Menschen weiter? Wir stehen jeden Augenblick auf einer Pulvermine, die uns in das Grab wirft. Wir alle sind Soldaten. So soll jeder Mensch denken!

Der Major gerieth immer mehr in Erstaunen über den halbgeistlichen Herrn, der so furchtlos vom Tode sprach, wie ein General. „Ich wollte, ich hätte das gedruckt, Herr Rektor. Ich weiß nur nicht, wie

Sie dazu gekommen sind. Aus den Büchern haben Sie es doch nimmermehr." —

Der Major nahm seinen Rekruten mit zu sich, und ließ ihn einkleiden. Die Uniform machte einen schönen Mann aus ihm. Die Mutter weinte, als sie ihn sah; und doch hing ihr Auge mit Wohlgefallen auf dem schönen Jüngling, der vor ihr stand in einer edlen Stellung. „Es ist der schönste Mann in meiner ganzen Compagnie!" rief der Major entzückt.

Am folgenden Tage wollte man Hubern abholen, um ihn unter die Infanterie zu stecken, und wunderte sich nicht wenig, ihn in der Husaren-Uniform zu finden. Der Major nahm ihn zu sich in sein Quartier, zeichnete ihn aus, und versprach dem Rektor, daß er in drei Monaten Fourier seyn sollte, wenn er fortführe mit Lust und Liebe zu lernen, wie er angefangen hätte.

## Wenzel Falk.

Wenzel Falk war der zweite Sohn eines sehr reichen Vaters. Sein ältester Bruder erbte die großen Güter; Wenzel nichts als ein mäßiges Kapital. Er wurde als ein Knabe von vierzehn Jahren, ohne viel Unterricht gehabt zu haben, unter das Militair gebracht, und sein unruhiger Geist wählte den Husaren=Säbel. Er war funfzehn Jahr alt, da zog er, ein fröhlicher muthiger Knabe, in's Feld. Im neunzehnten Jahre war er Lieutenant; ein edelstolzer, schöner, feuriger Jüngling, der mit Leib und Seel Husar war, von der Welt nichts kannte, als den freien Himmel, der ihm so oft zur Decke diente, den schönen duftenden Boden, auf dem er ruhete, den

Wald, das Lager, und das langweilige Winterquartier. Er hatte Falkenaugen; denn schon vom zehnten Jahre an war er auf seines Vaters Gütern ein Jäger gewesen. Er war wachsam und mäßig, unermüdet und stark: Folgen seiner festen, blühenden Gesundheit. Den Krieg liebte er mit Leidenschaft, und eben so die Husaren seines Regiments, als die Theilnehmer seiner Gefahren, seiner Ehre. Er hatte ein hohes Ehrgefühl für den Dienst. So erhielt er immer die gefährlichsten Posten, die weitesten Rekognoscirungen, das Patrulliren an allen Orten, die gesichert seyn mußten. Die Husaren konnten ruhig seyn, wenn sich Falk an ihrer Spitze befand; denn er war rastlos und unermüdlich. Er galt für den ärgsten Wagehals, ohne viel zu wagen; denn seine Pferde waren sicher und schnell, und er verstand den Säbel: seine Husaren wären hinter ihm in die Hölle geritten.

Der Feind fürchtete ihn, seine Leute liebten ihn; denn er theilte mit ihnen, was

er hatte, und sein Vater versorgte den geliebten Sohn reichlich mit Gelde. Sein Chef war ein strenger, ernster Mann, der selbst nicht spielte, nicht trank, und auf eine strenge Disciplin beim Regimente hielt. Falk achtete die Subordination als die Seele des Krieges, nahm sich seinen Chef zum Muster, und war wohl fröhlich, aber dabei doch ernst. Im Felde lernte er einen Rapport so ziemlich schreiben, derb, kurz und bündig; aber was seine Rapporte auszeichnete, war eine klare Darstellung der Umstände, und eine Zuverlässigkeit, auf die sich sein Chef, wie auf ein Orakel, verließ. Einen Riß konnte er nicht machen; aber er durchritt die Gegend, die man kennen wollte, warf sie dann mit Bleistift auf Papier, und nun war kein Bach vergessen, keine Schluft, keine Höhe, kein Graben, kein Punkt, wo der Feind anzugreifen war. Er wäre in den Generalstab gekommen, wenn er hätte besser schreiben und zeichnen, und besonders — prahlen können. Daß er im vierundzwanzigsten Jahre Stabsrittmei-

ster

ster war, und im sieben und zwanzigsten eine Schwadron hatte, war kein Wunder. Er verdiente sie: das gestand auch der, den er übersprungen hatte.

So war er jetzt, als Major, mit seinem Regimente in die Residenz in die Winterquartiere gerückt. Er sah zum ersten Mal einen Hof und die große Welt. Sie gefiel ihm nicht. Sein Chef sagte ihm: Major Falk! wohin denken Sie denn! wo haben Sie den Husaren hier am Hofe gelassen!

„Hier ist er, Ew. Excellenz."

Nein, Sie hauen hier ein, ehe sie rekognoscirt haben, ehe Sie das Terrain kennen. Sie müssen hier Ihre Husaren-Kenntnisse anwenden, rekognosciren, verborgen halten hinter einer Hecke, und dann den Feind umgehen.

Der Major lachte. „Die Gesichter am Hofe sind so glatt, wie der Boden auf den Sälen. Der Teufel mag da stehen, aber nicht ich!"

Im Frieden werden Sie es nicht weit

bringen, Major! Sie konnten sich aber doch sonst ducken.

„Gegen den Feind, Ew. Excellenz; aber gegen den Freund muß man, denk' ich, offen stehen."

Nun, wahrhaftig! Sie werden es nicht weit bringen. —

Auch würde es der Major Falk nicht weit gebracht haben, wenn nicht ein kleiner Umstand sich geändert hätte. Sein Oheim verlor kurz hinter einander seine beiden Söhne; dann starb er selbst, und hinterließ unsrem Wenzel sein ganzes ungeheures Vermögen.

Der Major war jetzt so reich wie sein Bruder. Das änderte alles, an ihm selbst aber nichts. Er ließ die Güter durch einen Mandatarius in Besitz nehmen: denn wie konnte er im Kriege abkommen! Er kam in das Winterquartier; aber er hatte die Rekruten bei seiner Schwadron zu üben: wie hätte er abkommen können! Man schickte ihm das baare Geld. Er wendete einen großen Theil an seine Compagnie:

seine Husaren hatten die schönsten Pferde, die sichersten Säbel, die besten Pistolen. Den Bravsten gab er Zulage; und da seine Compagnie aus den bravsten Leuten bestand, so hatte fast Jeder mehr oder weniger Zulage. Sein Reitstall war köstlich. Seine Leute, alle Husaren, obgleich nicht einrangirt, wurden gut gehalten; und dennoch blieb ihm jährlich eine beträchtliche Summe übrig, mit der er nichts anzufangen wußte, und die dem ersten dem besten Nothleidenden zu Dienst stand. Daß seine unbesorgte Großmuth von seinem Kammerdiener und seinen übrigen Domestiken gemißbraucht wurde, versteht sich von selbst. —

Dieser kleine Umstand machte, daß der Husar Falk jetzt bei weitem fester auf dem glatten Parket der Hofsäle stand. Man gab ihm unter den Fuß, er möchte ein Haus kaufen.

„Ein Husar?" fragte er.

Equipage halten.

„Halte ich ja. Meine Equipage ..."

Eine Karosse.

„Ein Husar und eine Karosse,“ sagte er, „sehen aus, wie ein Soldat mit einem Regenschirm.“

Er blieb in seiner Wohnung, in dessen Hinterhause der Rektor wohnte, ritt anstatt zu fahren, aß seine drei Schüsseln in zehn Minuten, und Abends, stehend, kalt. Trotz seinem Reichthume führte er noch immer die Wirthschaft eines Husaren, der mit jeder Stunde die Ordre zum Marsch erwartet.

Daß er den jungen Huber unter seine Compagnie genommen hatte, war wohl nicht ganz recht; aber man hatte Ursache, den Major zu schonen, und so that man, als sähe man es nicht. Huber wohnte bei dem Major, und dieser befand sich in einer Art von Verlegenheit mit dem jungen Menschen. Er ehrte dessen Vater, er ehrte den jungen Menschen selbst; denn sein muthiger Entschluß, am Throne selbst zu sagen, daß sein Vater unschuldig sei, hatte ihm im Innersten wohlgefallen. Jetzt lernte er ihn näher kennen, und auch den Vater,

der dem Tode, dem Unglück, der Armuth so dreist in's Auge sah. Er fühlte, daß er den jungen Mann auszeichnen mußte, und dies Mal war ihm die Subordination nicht recht, gegen die er sonst nie etwas zu erinnern hatte.

Er fand einen Ausweg, versetzte seinen Kammerdiener als Förster auf sein Gut, und trug nun Hubern die Stelle seines Kammerdieners an.

Ich bin Husar, Herr Obrist-Wachtmeister.

„Das sind alle meine Leute, mein Sohn, und rechte Husaren; das sollst du sehen, wenn es wieder losgeht."

Der junge Mensch machte noch einige Einwendungen; doch der Major räumte sie aus dem Wege. Endlich sagte Huber: ich will nicht Bedienter seyn. Alles, was es auch sei, gemeiner Husar, so lange ich lebe, Herr Obristwachtmeister, und mein Leben setze ich tausend Mal an das Ihrige, da Sie der Wohlthäter meiner Eltern sind. Aber eben darum bin ich zu gut, Bedienter zu

werden, und wäre es auch bei dem ersten Monarchen der Welt.

„Alle Teufel!" hob der Major furchtbar an, und stierte den jungen Menschen ernst in's Gesicht. „Zu gut? zu gut?" Doch in diesem Augenblick fühlte er etwas in seinem Innern, das dem jungen Menschen Recht gab. Er legte ihm, ohne weiter etwas zu sagen, sanft die Hand auf die Schulter, und nahm sich vor, den jungen Menschen, der ferner in seinem Hause blieb, genau zu beobachten.

Huber verrichtete jeden Dienst eines Husaren mit großer Sorgfalt, ohne sich der Beschäftigung zu schämen. „Der Teufel! er hat Recht!" sagte Falk zuletzt: „auch ich möchte keines Menschen Bedienter seyn!" Huber wurde nach zwei Monaten Unterofficier, und mußte theils die Compagnielisten schreiben, theils Einnahme und Ausgabe berechnen. Jetzt sah der Major, daß Huber weit brauchbarer war, als die übrigen, und ließ ihn auch seinen Privat-Briefwechsel führen. Zuletzt vertraute er

ihm auch die Rechnungen über seine eignen Einnahmen und Ausgaben.

Der Major verglich die ehemaligen Rechnungen mit den jetzigen, und fuhr auf: „Alle Teufel! ich bin betrogen. Huber, sieh einmal!” Wirklich jagte er ein Paar Schurken weg.

Huber hatte immer große Geldsummen vorräthig. „Mein Kammerdiener,” sagte Falk, „hielt das mit dem Gelde so mit mir: er stöberte mir allerlei arme Teufel auf, mit denen es nicht so recht fort wollte. Ich bin nicht geizig, ob ich gleich die Diebe weggejagt habe. Hörst du?”

Ihr Kammerdiener war der ärgste unter den Dieben, Herr Obristwachtmeister. Sehen Sie nur hier in der Rechuung! —

„Laß das nur gut seyn, Huber. Das war eben so ein armer Teufel, dem...”

Der aber nur den zehnten Theil der Summen erhalten hat.

„Was alle Welt! die Leute sind ja bei mir gewesen, und haben gedankt. Nein, das ist nichts!”

Die auch den zehnten Theil nicht einmal verdient haben, Herr Obristwachtmeister.

„Was! nicht verdient? ehrliche Leute, Huber, die besten Seelen von der Welt.“

Huber bewies dem Major, daß sein Kammerdiener ein halber Spitzbube gewesen war. Der Major wurde höchst aufgebracht, und sagte: „Hätte der Kerl nicht geheirathet, so — helfe mir Gott! — ich ließe ihn fuchteln, und jagte ihn in alle Welt. Aber jetzt? was kann die Frau für des Schurken Dieberei! obwohl... Nun Gott sei dir gnädig, wenn ich einmal nach Falkenstein komme, du Schurke!“

Huber lehrte den Major nun auch allerlei arme Leute kennen, mit denen es nicht recht fort wollte; aber es ging dem Major seltsam mit diesem Huber. Der Kammerdiener hatte gegeben, und der Major hatte gesagt: „Recht so! gib! Wofür habe ich das Zeug von dem lieben Gott bekommen!“ Huber aber, wenn der eine unglückliche Familie aufgestöbert hatte, er-

kundigte sich erst, und nun stand er vor dem Major, und erzählte ihm von den Leuten einzelne Züge ihres Unglücks, ihrer Güte, ihres Muthes, womit sie sich dem Elende entgegen gesetzt, von der Härte, womit Bösewichter oder Narren sie verfolgt hatten. Und dann forderte er eine Summe, die größer war, als der Kammerdiener je eine bekommen hatte.

„Alle Wetter! so viel, Huber?" rief der Major. Aber Huber erzählte wieder, so daß der Major selbst Lust bekam, die Unglücklichen zu sehen. Er sah sie, hörte, kam mit wundem Herzen zurück, und verdoppelte die Summe. „Gott, soll mich" — sagte der Major: „wenn ich wieder in so ein Loch krieche, um zu heulen wie eine alte Memme, um mir das Herz umdrehen zu lassen vor Wehmuth. Und doch, bei meiner Seele! ist es, als könnte ich ohne diesen Schmerz nicht leben. Kurios! Aber er bringt mich nicht wieder hin!"

Der Major kroch dennoch wieder in so ein Loch, und fand ein recht innerliches

Behagen an dergleichen Auftritten. Bisweilen war die Begebenheit auch wohl so, daß der Major mit seinem Säbel dazwischen schlagen mußte. Das erste Mal schlug er aber, nach seinem raschen Gefühl, zu schnell, zu derb dazwischen, worüber er einen weit aussehenden Rechtshandel, und von seinem Chef den ersten Verweis bekam.

„Potz Velten, Huber!" sagte er erbittert: „wo ich mit dem Geldbeutel in der Hand dazwischen schlagen kann, dahin, ja, dahin führe mich. Aber wo ich zum Säbel greifen muß, wie hier, wo so ein verdammter Satan von Kerl dazwischen sitzt, da laß mich weg!"

Ich bin ein schlichter Husar, Herr Obristwachtmeister; aber hier hätte ich den Säbel so gut gezogen, wie Sie.

„Und wärest Steigriemen gelaufen, armer Junge; denn siehst du, in's Kriegsrecht rede ich nicht ein, nicht ein Wort."

Ich hätte den Säbel doch gezogen. Geld, Herr Oberstwachtmeister, Geld haben wir. Dafür können wir nichts fodern;

denn es ist nicht unser: geborgt von Gott. Aber Ihr Muth, Ihr Arm, Ihr Herz, Herr Major, ist Ihr. Ich muß morgen oder übermorgen auf einen Menschen einhauen, der mir nichts zu Leide gethan hat, und sollte den Säbel da hangen lassen, wenn der Teufel aus der Hölle vor mir seine Krallen in die Herzen unschuldiger Menschen schlägt?

„Alle Welt! Junge, laß uns einhauen, und wenn der General mich auch bei der Parole aushunzte! Ich will, bei Gott, ich will!"

Der Major wurde recht begierig auf Unglückliche. Wenn er mit seinem Huber auf der Straße ging, sagte er wohl: Huber! Huber, wenn ich die Menge Dächer ansehe, was die für Elend, für Unglück bedecken mögen, von denen nicht ein Seufzer in unsere Ohren dringt, nicht in den Himmel hinauf, fürchte ich, so... Alle Welt! ich möchte wohl einmal die Ronde durch alle Häuser machen. Aber wo sollte da das Geld herkommen, Huber! Gott Lob und

Dank, daß ich es nicht höre! Denn, Huber, ich verkaufte alle meine Pferde, und ritte eine Mähre, noch schlechter als unsers Obersten Pferd. Das thät' ich; aber sage das keinem wieder, Huber! Ich fürchte, guter Junge, Du hast mich unglücklich gemacht mit Deinem Erzählen und Treiben. Denn, siehst Du, die Seufzer, das Schreien dringt wohl durch Dach, Fenster und Thüre; aber, aber ..."

Was ist, Herr Obristwachtmeister?

„Was ist? fragst noch? Ich meine die Seufzer, die nicht aus der Brust kommen. Es giebt Leiden, ob ich es gleich nicht kenne, das im Herzen wie ein Wurm nagt, wo weder Geld noch Säbel, noch sonst etwas dem armen Schelme hilft."

Die Seufzer hört einer, Herr Obristwachtmeister, denke ich, der nicht Geld, nicht Säbel braucht.

„Wer ist der Ehrenmann?" fragte der Major schnell und eifrig.

Gott! — — die Leiden, bei denen

Geld und der Säbel hilft, hat er uns überlassen.

Der Major schwieg und sah gen Himmel. Aber dann schlug er auf einmal an seinen Säbel mit großer Wärme, und rief: „Marsch!“ —

Falk wußte dem allen, was er jetzt trieb, fühlte und dachte, keinen Nahmen zu geben; aber es war anders mit ihm, als ehemals: das wußte er. „Alle Welt! ich bin ein ganz anderer Kerl geworden!“ rief er oft. Und er wußte sehr wohl, daß ihn die Huber, Vater und Sohn, zu diesem andren Kerl gemacht hatten. Er fühlte jetzt in seiner Brust eine Sehnsucht, die durch nichts gestillt wurde, als durch die Gegenwart seines Hubers, oder durch ein Gespräch mit dessen Eltern über ihren Sohn.

„Mein Huber,“ sagte er, „ist mir so nothwendig, wie mein Säbel, Herr Rektor: glauben Sie mir! Wenn ich so vor der Schwadron halte, und ich sehe ihn an, und er mich — furios, ich muß ihm zunik-

ken, ob es gleich eigentlich nicht seyn darf. Sehen Sie, dann wünsche ich, daß ich einmal rufen dürfte: hervor, Lieutenant Huber! daß ich mich einmal an ihm satt drükken und herzen könnte! Wie mein Säbel, sagte ich. Vergebe mir Gott! Wie ein guter Engel, wie — ja! wie mein Bruder ist er mir. Das müssen Sie ihm nicht sagen; denn er ist gegen die — Alle Welt! er merkt es doch; er muß es ja merken!"

Er ging mit herunter gezogenen Augenbraunen im Zimmer auf und nieder. „Ich habe ein Plänchen; und schlägt der General es mir ab, so . . . so — zum Teufel! ich könnte um seinetwillen den Abschied nehmen."

Der Major führte sein Plänchen aus. Es kostete ihm einen Goldfuchs, nach dem den General lüstete; und Huber wurde Wachtmeister, ehe das Regiment wieder in's Feld rückte. Es war dem Major mit dem alten Wachtmeister gegangen, wie mit dem Kammerdiener. Er sah durch dessen Auge,

er hörte durch dessen Ohr. Zwar mußte der Wachtmeister recht behutsam gehen; denn wenn der Major auch nicht nach den Armen sah, denen der Kammerdiener gab, so sah er desto schärfer nach der Compagnie, und Ungerechtigkeiten durften nicht Statt finden: in diesem Falle war der Major fürchterlich. Aber der Wachtmeister hatte doch seine Lieblinge, und die hatten denn alle auch des Majors Gunst. Alles was der Major an die Compagnie gab, ging durch des Wachtmeisters Hände; denn der Major haßte nichts mehr als selbst zu geben, und Dank dafür zu bekommen.

„Ich kann es nicht, Huber," sagte er: „ich kann es nun einmal nicht. Es ist, als schämte ich mich, daß ich reicher bin, als Andre. Denn was bin ich! siehst Du, Huber? was bin ich! Ein Sohn Seiner Hochwohlgeborn freiherrlichen Gnaden Aloysius von Falk auf Falkenstein. Es hätte auch heißen können: Sohn des Compagnie-Schuhmachers Kreuz, oder so. Was that

ich denn dazu? Siehst Du, es ist nicht ohne Grund, daß ich nicht geben kann."

Jetzt da Huber das Ohr des Majors hatte, ging es ein wenig anders in der Compagnie zu. Der Wachtmeister fragte erst: Hören Sie, Herr Huber; und Herr Huber meinte so und so. Da kam ein Aemtchen für den braven Wachtmeister auf. Der Major, so schwer ihm das Bitten auch wurde — er that es fast eben so ungern, als er selbst gab — wendete sich selbst an den Fürsten darum. Der Wachtmeister bekam das Aemtchen, und Huber stand an der Spitze der Compagnie, als die Truppen sich aus den Winterquartieren zusammen zögen.

Der armen Mutter war das Herz schon vorher gebrochen. Als die Ordre zum Aufbruch des Regiments kam, warf sie einen Blick auf das Schlachtfeld, und in der Mitte lag ihr Sohn, leblos ausgestreckt, als hätte der Tod ihn allein getroffen, als wären die tausend Leichen um ihn nur der Rahmen des Gemähldes, nur die

Ver-

Verzierung um die Hauptfigur. Das Bild war dem Mutterherzen zu schrecklich. Es hörte darüber auf zu schlagen.

Vater und Sohn folgten der Leiche. Der Major stand am Fenster, um dem Zuge nachzusehen; als man aber den Sarg hervor brachte, als Vater und Sohn neben einander her schwankten: da stürzte er hinunter, drängte sich in die Mitte von Beiden, und folgte der Leiche, mochte doch die Stadt darüber sagen, was sie wollte. —

„Aber Herr Wachtmeister, was wird aus unsern Hütten? aus allen den Traurigen und Betrübten?" fragte der Major.

Bleibe ich doch hier, sagte der Rektor.

„Lieber Herr Rektor, das kostet Gänge, Treppensteigen. Die Leutchen wohnen nahe am Himmel. Und, lieber Herr Rektor, — nehmen Sie mir's nicht übel, denn diesen Leutchen kann ich nicht das Geringste unterschlagen — Sie reden so im Baß, als ob Sie mit Ihren Schülern zankten. Meine Stimme taugt auch nicht dazu. Mir fällt immer das Commandiren ein.

Aber mein Wachtmeister hat eine Stimme für Arme, so sanft und erfreuend, wie ein kühles Lüftchen im August. Ich sah die Leutchen nur lächelnd an, ohne den Mund aufzuthun, und ließ meinen Wachtmeister reden." Dabei standen dem Major die Thränen in den Augen.

Huber griff mit dem Ausdrucke der höchsten Ehrerbietung nach seiner Hand, um sie zu küssen. —

Aber was war zu thun! Der Major gab dem Rektor eine beträchtliche Summe baar, und Anweisungen auf andere. Doch er traute dem Eifer des alten Mannes nicht so recht, und eben so wenig seinem schmetternden Basse. Er ließ am Tage des Ausmarsches in die Zeitung setzen, daß sich die Armen, die der Wachtmeister Huber unterstützt hätte, auch andere Dürftige, im Falle der Noth an den Rektor Huber wenden könnten. Diese Paar Zeilen hatten dem Major Mühe und Noth gemacht; denn er wollte seinen Namen umgehen, nicht groß thun, kurz, nichts von allem

thun, was er doch nicht vermeiden konnte. „Aber," sagte er: „ich muß; — denn von seinem Tacitus steht der Rektor nicht auf, und wenn die Armuth in Person nur zehn Schritte von ihm wohnte. Ich werde ja das Ding nicht gedruckt sehen. Mag die Stadt sagen, was sie will. Weit davon ist gut vor dem Schuß."

Aber vier Wochen nachher erhielt er einen Brief von dem Rektor mit dem Zeitungsblatte, worin die Anzeige abgedruckt war; und unter dieser stand groß und breit: Wenzel von Falk, Major im Regiment **. Er hatte, weil er fast immer nur seinen Namen unterschrieb richtig auch dies Mal das Zettelchen unterschrieben.

„Nun so schlage das Pulver hinein! Jetzt weiß es die ganze Stadt, Herr Wachtmeister. — Wer hat meinen Namen darunter gesetzt?"

Vermuthlich Sie selbst.

„Ja, ja! aber nicht zum Abdrucken. Das Ding mußte doch einen Namen haben;

aber ich hatte ihn nur ganz unten hin geschrieben."

Der Rektor beklagte sich bitterlich über das Elend, das er ausgestanden habe. Alle Armen, aber auch alle Müßiggänger und Spitzbuben der Stadt, hatten vier Wochen lang sein Stübchen belagert. Die Hälfte seiner Bibliothek war ihm gestohlen, ja seine schönste Handausgabe des Tacitus vom Tische weg. Er hatte sich am Ende nicht anders zu helfen gewußt, als dadurch, daß er die Anzeige im Namen des Majors für den Streich irgend eines Spaßvogels erklärte.

Der Major hörte das mit Schrecken von seinem Huber vorlesen. Er glühete vor Scham, verwünschte seinen Einfall, und war zum ersten Mal böse auf seinen Wachtmeister, daß der über ein Paar Züge in der lächerlichen Beschreibung laut lachte.

„Da ist etwas zu lachen!" rief er: „ich habe es, das weiß Gott, gut gemeint. Nun läuft mein Name durch die ganze Stadt,

nun weiß Jedermann, daß ich immer in allen den Hütten herumkroch, und warum ich es that. Meine Hand, meines Namens Unterschrift ist für einen Spaß erklärt, und Ihr armer alter Vater, den ich wahrhaftig von Herzen bedaure, wird nun große Lust haben, sich mit den Armen einzulassen, da sie ihn bestehlen! Alle Teufel! so geht es, wenn ich etwas auf meine eigenen Hörner nehme. Das wäre nicht geschehen, wenn ich Sie darüber befragt hätte. Und die rechten Armen, glauben Sie mir, hungern lieber, als daß sie sich unter die Spitzbuben mengen sollten. Das quält mich am meisten."

Hier griff Huber wieder nach der Hand des Majors, sie zu küssen. Der Major zog sie eifrig zurück. „Sind Sie ein Schmeichler, Huber? Nach einem solchen dummen Streiche!"

Dessen nur ein so edles, so weiches Herz fähig war, wie mein guter Major es hat. —

Am Ende kam noch eine Nachschrift von

dem Rektor, worin er von einer unglücklichen Familie erzählte, der er geholfen hatte. „Ich will dem Herrn Major doch zeigen," schrieb der alte Mann, „daß ich troß meinem Basse ..."

„Ach!" sagte der Major, und nahm die Mütze ab; „ich kann ja nichts, als den Menschen Unrecht thun. Der Rektor ist ein sehr braver Mann."

Der Major hatte überhaupt jetzt eine größere Meinung von Hubers Vater. Als er mit dem Wachtmeister von dem alten Manne Abschied nahm, erwartete er eine Scene voll Thränen. Aber der Rektor stand ruhig da, und sagte: Mit dem Schilde, oder auf dem Schilde, mein Sohn. Denke daran!

„Was heißt das?" fragte der Major. Der Rektor erzählte, daß eine Spartanische Mutter ihren Sohn mit diesen Worten in die Schlacht entlassen habe.

„Alle Welt! Im nächsten Winterquartiere, Herr Rektor, will ich anfangen zu lesen, mit Gottes Hülfe."

Der Rektor fuhr fort: Das sagte eine Mutter dem Sohne. Ich sage noch mehr, Wilhelm. Weiche nicht von deines Wohlthäters Seite! Sey, wenn es der Himmel will, der Retter seines Lebens! Sollte es auch das deinige kosten, so zage nicht. Und kommst du zurück, so — denn Niemand als Gott und du kann in dein Herz sehen — so mögest du dir das Zeugniß geben können, daß du nie feig gewesen sey'st. Das Glück kann einem Feigen den Schein des Muthes geben. Du aber — habe den Muth, und verachte das Glück! Sey du, was dein Major ist, antiquitatis specimen — wie ein alter Römer oder Grieche, heißt das, Herr Major — dem erst das Vaterland galt, dann das Leben.

So halt' ich es auch: erst die Ehre, dann das Leben.

Nicht so, mein Sohn! erst das Vaterland, dann die Ehre.

Der Major schwieg. Der Sohn umarmte den Vater, und dann verliessen Beide das Zimmer.

Am folgenden Tage ritt der Major bei dem Ausmarsche neben seinem Wachtmeister. „Erst das Vaterland, sagte Ihr Vater. Was meinte er damit?“

Huber erklärte es ihm, und der Major sagte: „ich will im nächsten Winterquartiere lesen.“

## Der Major flucht.

Rasch ging es gegen den Feind, der sich überall schon zusammen zog. „Es ist mir, Huber," sagte der Major, „als sollte mich ein Unglück treffen." Was der Major zu fühlen glaubte, war nichts als die Furcht, seinen Freund zu verlieren, den er von Tage zu Tage lieber gewann. Er selbst gab ihm Unterricht in allen Husaren-Künsten, und als sie vor dem Feinde standen, mußte der Wachtmeister sein sicherstes Pferd reiten. „Es ist Ihr erster Strauß, Huber. Sie glauben nicht, wie viel auf ein Pferd ankommt, das schon dabei gewesen ist." Huber war sorglos und muthig. Die Trup-

pen zogen näher, und es entstand ein Vorposten-Gefecht. Huber stürzte sich in den dicksten Haufen der Feinde. Der Major sah ihm mit ängstlichen Blicken nach: so besorgt war er für sich selbst nie gewesen, wie jetzt für seinen Freund.

Huber kam als Sieger zurück, und der Major drückte ihn begeistert an seine Brust. „Huber, du hast der Schwadron und dem ganzen Regimente gezeigt, daß ich gut gewählt habe. Das mußtest du; denn du bist erst neunzehn Jahre alt. Nun aber, nicht mehr so gewagt! Sorge für dein Leben, Huber! hörst du? ich bitte dich!"

Huber versprach es. Am folgenden Tage stand der Feind auf einer Höhe, die durchaus genommen werden mußte. Da rief der Major mit jauchzender Stimme: „Marsch, Kinder, in Gottes Namen! Und er drang eben so rasch, wie Huber gestern, in den Feind. Der Feind stand; der Sieg schwankte. Des Majors Pferd stürzte. Huber, der neben ihm hielt, trieb alle Feinde zurück. Der Major sprang wieder auf, und

setzte sich auf ein Pferd, das neben ihm stand. Und nun sah er Hubern zu Fuß, mit dem Säbel in der Faust, eindringen; er saß auf Hubers Pferde.

„Kinder," schrie der Major, „rettet Euren Wachtmeister!" Die Husaren stürzten vorwärts. Alles stand in wildem, blutigem Gedränge. Auf einmal sah der Major Hubern wieder neben sich zu Fuß. Ein Feind hieb nach dem Major, der sich gegen einen andern zu vertheidigen hatte. Huber fing den Hieb auf, stieß den Feind vom Pferde, und schwang sich in den Sattel. Der Sieg war erfochten. Der Feind floh, und zog sich zurück in eine festere Stellung.

Jetzt suchte der Major seinen Retter, und fragte ängstlich nach ihm. Er war verwundet zurückgebracht, und der Major fand ihn in einer Bauerhütte. Der Wundarzt versicherte, Hubers Wunde sey gar nicht gefährlich. Da reichte der Major seinem Freunde die Hand, und sagte: „Braver Kamerad! Sie haben mich gerettet."

Als er mit Hubern allein war, warf er

sich ihm zum ersten Male an das Herz. „Huber, du hast dein Leben für das meinige eingesetzt. Fodre von mir, was du willst; aber jetzt nicht! jetzt nicht! denn du hast nichts zu fodern. Nein, wenn Friede ist, Huber. Wenn du so etwas recht Großes wünschest, Huber; dann fodre! etwas, das so recht an's Herz geht, das dich so recht glücklich macht. Und sage ich dann Nein, so ruf nur: der zwölfte April! und ich werde Ja sagen."

Huber lächelte ihm zu. Er hatte heute den schönsten Triumph erfochten: seinem Freunde, seinem Wohlthäter, das Leben gerettet.

Der Major, der das Terrain am besten kannte, hatte den Rapport an den kommandirenden Feldherrn zu bringen. Er sollte diesem, der ihn mit Lobsprüchen und Glückwünschen empfing, Auskunft über die Lage des Feindes geben, und that es, wie gewöhnlich, kurz und deutlich.

Herr Major, hob der Feldherr an, als er den Brief des Generals gelesen hatte,

Ihre Schwadron hat Wunder gethan, wie immer. Haben Sie Niemanden zum Avancement vorzuschlagen?

„Alle waren brav, alle!"

Also Keinen?

„Nein. Doch für die Zukunft behalt' ich mir's vór, einen jungen Mann meiner Schwadron . . ."

Warum nicht jetzt? Jetzt, Herr Major, sage ich Ihnen! Wer weiß, ob die Gelegenheit wieder kommt.

„So schlage ich Ihnen meinen Wachtmeister Huber zum Lieutenant vor. Daß er brav ist, wird ihm das ganze Regiment bezeugen."

Das bezeugt Ihr Chef, Herr Major, in seinem Briefe.

„Thut er das? Nun so thut er nicht mehr, als recht ist. Doch, daß mein Huber brav ist, sehr brav, das macht es nicht aus: das sind sie alle. Daß er auch zu Fuß sich eine halbe Stunde schlug, und zwei Mal in den dicksten Haufen eindrang:

nun, das hätten die Andern auch gethan. Aber. . . ."

Herr Major, ein schönes Zeugniß, und von Ihnen, also dem Buchstaben nach wahr!

„Ja, davon läßt sich nichts sagen; aber . . ."

Er ist Ihr Freund, dieser Huber, Herr Major?

„Das thut noch weniger zur Sache, Ew. Excellenz; aber . . ."

Nun denn?

„Er ist nebenher auch noch etwas Anderes: ein sehr edler Mensch, von dem ich alle Tage lerne; ein Mann, in dem mehr steckt, als ein bloßer Major, wie ich. So, wie sein Vater, ein sehr würdiger Mann, sagte: ein alter Römer."

Er hat Ihnen das Leben gerettet, Herr Major: davon sagen Sie kein Wort?

„Weil das mit der Sache gar nichts zu thun hat. Das ist zwischen uns, und schon abgemacht."

Auch zwischen ihm und mir? denn er hat der Armee einen sehr braven Soldaten, und, wie ich jetzt sehe, einen vortrefflichen

Menschen erhalten. Unter mir und ihm, sehen Sie also, ist die Sache noch nicht abgemacht. Ihr General schreibt mir, daß er Ihnen sein Pferd gegeben hat.

„Ja, das that er. Ich sah es erst, als ich schon wieder im Sattel war; sonst hätte ich es nicht genommen. Aber das alles hat damit nichts zu thun. Darum eben wollte ich dies Mal nichts sagen. Und übrigens — mein Huber giebt alle Tage von sich zu reden."

Wohl schwerlich, Herr Major. Das werden Sie in einigen Tagen hören. Aber Ihr Freund ist Officier. Ich werde sein Patent ausfertigen lassen. Reiten Sie erst morgen zurück. Ich erwarte einen Kurier, und habe Bestellungen an die Vorposten mitzugeben.

Am folgenden Tage ritt der Major, mit dem Lieutenants-Patent für seinen Freund in der Tasche, höchst fröhlich zu der Avantgarde zurück; denn die Scheidewand zwischen ihm und seinem Freunde war nun gefallen. Er sprang hoch auf im Sattel,

wenn er daran dachte, daß er heute Abend Brüderschaft mit seinem Huber trinken würde.

So kam er im Lager an, und sprengte auf das Dorf zu, worin sein Regiment stand. Heute verdroß es ihn zum ersten Male, daß der Dienst allem vorging, und daß er sogleich zu dem General mußte, um zu rapportiren. Der General empfing ihn sehr finster, und sagte dann: Ich habe Ihnen eine üble Nachricht zu geben, Herr Major, eine sehr üble. Machen Sie sich gefaßt.

„Gott! Huber . . .“

Ja, Huber ist zum Feind übergegangen.

Da stand der Major, mit einem Gesicht wie Asche. Er athmete leise und langsam; dann ergriff er einen Stuhl, sich zu halten.

„Ueberläufer?“ stammelte er endlich hervor.

Ja, Ueberläufer. Desertirt, am hellen lichten Tage, von den Vorposten.

„Es ist nicht möglich!“

Es ist! Ich erstaunte, wie Sie, als es mir gemeldet wurde.

„Das Pferd ist mit ihm durchgegangen."

Beim Wegreiten hat er gerufen: grüßt meinen edlen Major!

„Es ist doch nicht möglich!"

So lesen Sie. — Er gab dem Major einen Zettel, den man auf des Wachtmeisters Zimmer gefunden hatte, und der nur die wenigen Worte enthielt: „Leben Sie wohl, Herr Major. Ich muß Sie verlassen! Auf ewig! Da steht das schreckliche Wort. Aber ich muß! ich muß! Sie glaubten mir immer; glauben Sie mir auch dieses Mal. Ich muß gehen; ich muß schweigen! Dieses Blatt benetze ich mit Thränen; denn nie habe ich einen Menschen so geliebt, wie den edelsten der Menschen, Major Falk. Leben Sie wohl. Huber."

Jedes Wort, das der Major las, zuckte wie ein Säbelhieb durch seine Seele. Doch nicht lange, so stieg die dunkelrothe Farbe des Zorns in sein Gesicht. „Nun, so fahre hin, undankbare Seele! fahre hin! O, wär-

um ließ er mich nicht sterben, und blieb! O warum muß ich diesem Menschen das Leben verdanken! O warum? Herr General, um mich ist es geschehen. Dieser Arm kann keinen Säbel mehr heben. Er hat mir das Herz gebrochen. Es ist aus mit dem Major Falk. Aus! ewig aus! fahr hin, ungetreue Seele! du hast mein Leben gerettet, und Schande darauf gewälzt; denn ich gab ihn dem Regiment, ich gab ihm mehr, mein Vertrauen, meine Liebe."

Sie sehen die Sache zu finster; dergleichen ist ja öfter geschehen, Herr Major.

„Oefter? öfter? Schurken waren es, die ihre Standarte verliessen; aber ein Schurke war Huber nicht. Oefter geschehen? o, so traue ich mir selbst nicht mehr! Zieh hin! Und das böse Gewissen möge dich verfolgen! Ich muß um meinen Abschied bitten; denn ich kann nicht mehr den Säbel heben, so matt bin ich!"

Besinnen Sie sich, Herr Major. Von Säbeln ist ohnehin die Rede nicht mehr. Der Friede ist unterzeichnet.

„Ist er? Gott Lob! o Gott Lob! Was ich sonst nicht wünschte, wünsch' ich jetzt. Denn es war ja möglich, daß ich ihm gegen über stand, daß er oder ich — Gott Lob! der Friede ist unterzeichnet!"

## Der Vater.

Der Major setzte sich, sobald er zu Hause war, nieder, und schrieb um seinen Abschied, womit er gar nicht fertig werden konnte. Das schon erinnerte ihn an seinen Verlust; denn sonst hatte Huber für ihn geschrieben. Dabei fiel ihm so manche ehrliche Seele in seiner Schwadron ein, die jede Gefahr mit ihm getheilt hatte. Was soll aus ihnen werden, dachte er, wenn ich fort bin? — Er hörte auf zu schreiben. Der Friede wurde angekündigt; die Regimenter zogen in die Garnison zurück, und der Major mit dem seinigen in die Residenz. Er ritt jeden Morgen traurig an der Spitze seines Bataillons, den Zügel auf den Hals des Pferdes gelegt. Ihm fiel

der Vater seines Hubers ein. „Mit dem Schilde oder auf dem Schilde!" diese Worte commentirte er auf tausendfache Weise; und nun war Huber zu dem Feinde über gegangen.

Er wollte seinen Freund Huber entschuldigen, und sann auf irgend eine Möglichkeit in der Natur, die ihn hätte zwingen können; doch, er schüttelte traurig den Kopf, wenn er so gar nichts ersinnen konnte. So erreichte er die Residenz. Der Fürst kam dem Regimente entgegen, und ließ es zur Musterung aufmarschiren. Viel Verlust gehabt, Herr Major? fragte der Fürst freundlich.

„Fünf Mann, Ew. Durchlaucht. Sie fielen als brave Leute."

Viel Ausreißer?

Hier stockte der Major. „Einen!" sagte er endlich mit einem furchtbaren, schneidenden Tone.

Das geht mir nahe, Major. Denn wer Sie verläßt — Wer war es denn?

„Mein Wachtmeister Huber."

Major, Sie sind zu gut, zu arglos. Sie waren ja gewarnt, dünkt mich. War es nicht etwas mit der Familie? Es ist mir ja so.

„Nein, Ew. Durchlaucht," sagte der Major in voller Wärme: „er war ein Mann, er war ein Engel. Ich zittre, mit dieser Nachricht vor dem braven Vater zu erscheinen."

Der Fürst lächelte, und sagte ein wenig spitz: in der That, Sie sind doch wohl zu gut. Wenn er sich in meinem Lande wieder betreten liesse, so...

„Sterben müßte er, das weiß ich. Und müßte ich die Execution kommandiren, so würde ich es thun. Aber er war ein Engel!" Der Fürst schwieg mit einem finstern Gesicht. —

Der Major ritt mit schwerem Herzen in sein altes Logis. „Was da! was da!" rief er: „der Vater hat ihn nicht lieber gehabt, als ich." Er ging zu dem alten Rektor hinüber, der ihm mit lächelnden Augen entgegen kam.

Mein Wilhelm?

Der Major sagte: „er hat Wort gehalten. Ich verdanke ihm mein Leben.“

Also todt! fragte der alte Mann erschrocken. Der Major umarmte ihn, und aus seinen Augen, die so lange nicht geweint hatten, stürzten zwei Ströme von Thränen. „Schlimmer als todt!“ rief er, „zu dem Feinde übergegangen!“ Der Major erwartete, daß der Rektor erblassen, und leblos in seine Arme sinken würde; aber der Vater erholte sich bei diesen Worten wieder, und sagte leise: „er lebt!“ dann schwieg er lange, als dächte er über etwas nach. Ich sinne nur, Herr Major, wie das gekommen seyn kann; denn ein gemeiner Ausreißer war er nicht.

„Aber doch ein Ausreißer!“

Wie kam es denn? — Der Major erzählte.

Sehen Sie? sagte der Rektor bei jedem dritten Worte: sehen Sie wohl? Der Major sah nichts, gar nichts, und das sagte er dem Vater härter, als er es ihm hatte

sagen wollen, als er selbst es fühlte; denn er konnte unmöglich diese Handlung vertheidigen hören.

Er hat Ihnen das Leben gerettet.

„Das gehört nicht dazu, alter Mann," sagte der Major, und faßte des Rektors Hand; „das ist zwischen mir und Ihnen. Ich wollte, man hätte mich da eingescharrt, und er stände jetzt hier vor Ihnen. Es wäre besser."

Nein, Herr Major, er hat Ihnen das Leben gerettet. Dies Gefühl begleitet den Unglücklichen, wie ein Schutzengel, auf seinem Wege. Bestraft ist er genug! Der Eltern, der Menschen, des Freundes, des Vaterlandes, schon in der Jugend beraubt, auf immer! Wo er auch seyn mag — immer wird sein Blick nach dem Lande hinschauen, das ihm verboten ist; immer — glauben Sie mir! — wird er sich nach dem Freunde sehnen, von der Brust eines neuen Freundes an Ihre Brust, die nicht wieder für ihn schlägt. Er ist unglücklich genug.

Der Major mahlte das Bild mit starken Farben in sich aus. An die Schande des Ueberläufers, die ihn wie ein böser Engel überall begleiten würde, hatte der Vater nicht einmal gedacht. „Ach, er ist zu hart bestraft!" sagte er, als er allein war: „und ich dazu; denn wo finde ich seines Gleichen wieder!" Er und der Vater schwiegen Beide; doch fast unaufhörlich dachten sie an ihn mit stillem, heißem Schmerze.

## Der Kammerherr.

Am folgenden Morgen kam der Kammerherr von Schlenz zu dem Major. Ich freue mich unendlich, Herr Major, daß ich das Glück habe, die Bekanntschaft eines Helden zu machen, der ...

„Was giebt's?" unterbrach ihn der Major, der Adjudanten und Chirurgus zum Rapportiren bei sich hatte. „Wer sind Sie?"

Der Kammerherr von Schlenz. Ich habe ...

„Der Dienst geht vor, Her Kammerherr." — Er fertigte seine Leute ruhig ab; dann wendete er sich an den Kammerherrn, der durch das kurze: „Was giebt's?" ganz aus seiner Rolle gekommen war.

Der Kammerherr hob noch einmal von Helden an. „Ja," sagte der Major: „Sie mögen hier viel davon wissen, wie einen vor dem Feinde zu Muthe ist."

Lieber Herr Major, da kennen Sie den Hof nicht! Wir stehen hier immer vor dem Feinde, und unser Krieg will mit einer Feinheit geführt seyn, von der Sie wahrscheinlich im Felde keinen Begriff haben. — Der Hofmann brüstete sich bei diesem feinen Gedanken.

Aber der Major fuhr auf: „Herr! Sie unterstehen Sich, Ihre Spitzbübereien hier mit dem ehrenvollen Leben eines braven Soldaten zu vergleichen? Alle Wetter, Herr! sind Sie zu mir gekommen, um mich zum Narren zu haben?"

Um Gottes willen, Herr Major, wie verkennen Sie mich! Se. Durchlaucht senden mich — und es ist mir ein höchst empfindliches Vergnügen —, Ihnen den Lohn — den ehrenvollen Lohn —

„Was?"

Das Obrist-Lieutenants-Patent. — Er überreichte es.

Der Major las, und es war wirklich so. „Das bringen Sie mir? Sie? Alle Teufel! Sie reden hier vom Kriege, und wissen nicht das A B C davon. Ich danke dem Fürsten; aber das versteht er nicht. Dies Ding muß zum General: der giebt es mir bei der Parole."

Ich hatte es mir von Sr. Durchlaucht ausgebeten.

„Gegen alle Subordination. Mein General würde mich — wenn er nicht wüßte, was bei seinem Regimente vorgeht."

Der Major war nicht zu bewegen. Er nahm es fast übel, daß man einen Kammerherrn zum Boten in Dienstsachen gebrauchte, und wollte die Ehre gar nicht anerkennen, die man ihm anthat.

Der Kammerherr berief sich auf den Befehl Sr. Durchlaucht, der Major auf die Subordination. Genug, Jener mußte sein Patent wieder mitnehmen, und kam

erbittert zu Hause an. Parbleu! rief er, das Patent auf den Tisch werfend: sie sind nur gewohnt, mit ihren Pferden zu reden.

Was? Du bringst es wieder mit, Bruder? sagte Fräulein Julie, das Patent auseinander schlagend.

Ja wohl, mein schönes Kind, ja wohl! Es fehlte nicht viel, so hätte mir das Ding ein Duell mit ihm zugezogen.

Mit dem? O du Prahler!

Pah! Denkt wie Ihr wollt!

Aber so erzähle doch! Was sagte er denn, als er hörte, daß ich mich bei dem Herrn für ihn verwendet hätte?

Du? Du? Er nahm es schon übel, daß ihm das Ding nicht ein Husar brachte, sondern ein Kammerherr. Ein Frauenzimmer seine Fürsprecherin! Ich glaube, er hätte mich in Stücken gehauen. Schwesterchen, Schwesterchen! Dieser Herr von Falk — freilich, das muß ihm der Teufel lassen, er ist ein schöner Mann, zwei und dreißig Jahr alt, und Major, ohne unser Zuthun. Aber wenn auch alles glückte,

wahrhaftig! er sieht nicht so aus, Schwesterchen, als ob er ein Mann wäre, wie Du gern einen haben möchtest. Freilich vor seinem Bataillon, diese stolze Figur auf einem wilden Normann, der Feuer und Flammen schnaubt, das funkelnde Auge, der blinkende Säbel, und dahin fliegt er, wie ein Bliß das Bataillon hinunter. Ich weiß, was Dich verführt hat.

Daß Du doch deinen eigenen kleinen Maßstab an alles legst, Bruder! Was mich verführt hat, ist eben das, wovor Du zitterst: sein Muth. —

Der aus einem blißenden großen Auge hervor flammt. Ich sage, sein Auge ist es.

Sein männliches Wesen.

Seine große schöne Figur, sage ich.

Die er sogar vor dem Fürsten aufrecht trägt, ganz recht!

Eben so wird er auch vor der Frau stehen.

Das soll er; eben das ist es. Ich bin es müde, Leute um mich zu sehen, die so geschmeidig sind wie meine Stickseide, die

sich eben so auffäseln und eben so wegwerfen lassen. Der Kammerherr Schlenz zum Beispiel, aufgewachsen im Vorzimmer unter den Lakaien und Jungfern seines Vaters, erzogen im Vorzimmer des Fürsten, in nicht besserer Gesellschaft; der, wie eine Aeolsharfe, nie einen Ton giebt, als wenn ein guter Wind geht; ein Mensch, der nichts gelernt hat, als das Wort Ja, oder, noch weniger, eine stumme Verbeugung; der die Weiber verachtet, und ihnen doch nachläuft; den Lieblings-Kastraten um seine Stimme beneidet, weil der Fürst sie anhört; der immer in einer gelernten Fechterstellung steht, und vor einem scharfen Federmesser zittert; ein lebendiges Echo ist, und doch nichts Liebenswürdigeres kennt, als sich selbst.

Als Pendant zu dem Gemälde diene eine Dame; — der Teufel! schön wie ein Engel, wenn die Schminke und der Pinsel gut sind; der es nicht an Frömmigkeit fehlt, weil sie gern das ganze männliche Geschlecht auf den Knieen sieht; die jeden

Mann liebt, der Muth hat, nur nicht gegen sie selbst; die Chemie, Künste und Wissenschaften studiert, um zu wissen, welche Farbe ihr am besten steht; die gern einen männlichen Mann hätte, der aber gegen sie zahm wäre, wie ihr Kanarienvogel; die ohne Neigung liebt, ohne Haß verfolgt, ohne Geist plaudert, ohne Schönheit glänzt; lacht, weil sie weiße Zähne hat; betet, weil ein gehobenes Auge ihr einen Madonnenblick giebt, ihr eigenes Echo ist, weil sie nichts Liebenswürdigeres kennt, als sich selbst.

---

Der

## Der Major geht an den Hof, und lies't.

Die Schwester des Fräuleins von Schlenz, eine Frau von Rauch, war des Fürsten Geliebte, freilich, ihres guten Rufes unbeschadet, da sie einen Mann hatte, und nur ganz insgeheim, obgleich die ganze Stadt es wußte. Der Bruder wurde Kammerherr; Julie, die jüngste Tochter, ein fröhliches Mädchen, die es in einem Anfalle von guter und böser Laune sich einfallen ließ, besser über das Leben zu denken, als man gewöhnlich in den großen Häusern darüber denkt, aber nur in einem Anfalle von Laune, und die der Fürst wegen ihrer lebhaften Unterhaltung ebenfalls recht gern leiden mochte, hatte in dem vorigen Winter den Major einige Male ge-

sehen. Seine gesunde Farbe, seine edle Figur, sein blitzendes Auge, sein furchtloses Ansehen waren ihr, als etwas Seltenes in ihrem Kreise, an ihm aufgefallen. Weiter war es nichts. Sie neckte ihren Bruder nur zuweilen mit der Heldenfigur des Majors, und dachte nicht weiter an ihn. Der Zettel aber, den Falk in die Zeitungen setzen ließ, als er in's Feld zog, machte Aufsehen in der Stadt. Man erfuhr, daß der reiche Falk mit seinem Huber ordentlich Spürgänge gemacht hatte, um Unglückliche aufzujagen. Dazu kam, daß der Major, trotz der Ungnade des Hofes, den alten Rektor und dessen Familie in seinen kräftigen Schutz genommen, und den Sohn zum Wachtmeister gemacht hatte, ja damit umging, seinen Freund, trotz der Ungnade des Fürsten, zum Officier zu machen.

Ob nun gleich Julie das um keinen Preis gethan haben würde, so gefiel es ihr doch, daß ein Anderer Muth genug hatte, es zu thun. Der Major rächte sie gewisser Maßen für die tiefe Ehrfurcht, womit

sie den Fürsten behandeln mußte, und sie fühlte eine Art von Neigung für den edlen Mann. Als die Truppen wieder einrückten, fuhr sie mit ihrer Schwester dem Regiment entgegen. Sie sah den Major; und was ihr vorher gleichgültig gewesen war, schien ihr jetzt nicht mehr so. Sie verglich ihn mit den übrigen Männern, die sie kannte, und er schien ihr bei weitem der schönste von allen.

Sie sagte das offen ihrer Schwester, wie sie es seit jener Zeitungs-Annonce immer gesagt hatte. Das läßt sich machen, Kind, sagte die Schwester. So mußte denn der Kammerherr dem Major das Patent überbringen, um sogleich eine genaue Bekanntschaft mit ihm einzuleiten.

Man wunderte sich, daß es nicht ging. —

Der General gab dem Major sein Patent, und der neue Obristlieutenant dankte dem Fürsten. Dieser lächelte, und wußte nicht, ob er dem seltsamen Manne sagen dürfte, daß eine Dame sich für sein Avan-

cement verwendet habe; denn — seltsam genug! er selbst hatte eine Art von Furcht vor dem unerschrocknen Falk.

Der Major sagte dem Fürsten: „Da nun Friede ist, Ew. Durchlaucht (den ich den armen Menschen von Herzen gönne), so kann ich abkommen. Mein Rektor meint, ich müßte doch wohl einmal selbst meine Güter sehen."

Was wollen Sie, Falk? sagte der Fürst. Sie können mich entbehren, aber ich Sie nicht. Friede, sagen Sie! Im Grunde nur ein Waffenstillstand. Es geht früher wieder los, als wir Beide glauben. (Hier lächelte der Major freundlich.) Und, fuhr der Fürst fort, da ich verwickelt bin, nicht los kommen kann: so gilt es jetzt im Frieden, uns auf den Krieg vorzubereiten. Ich rechnete sehr auf Sie, mein lieber Falk, bei der Einrichtung der Kavallerie, die ich auf einen respektablen Fuß setzen will; außer Ihnen habe ich ja keinen tüchtigen Mann dazu.

Falk nickte wohl zehnmal hinter einander

mit dem Kopfe. Er lief von den Generalen an alle seine Vordermänner durch, und es war so, wie der Fürst sagte. Nicht Einer darunter, den er vorschlagen konnte. „Hm! wenn Ew. Durchlaucht Vertrauen zu mir haben, und wenn es wieder losgeht ...“

Der Fürst legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter. Wohl habe ich Vertrauen zu Ihnen, Falk. Der Kammerherr Schlenz hört nicht auf, mir Ihre Verdienste ... —

„Wer? zum ... Wer? der Kammerherr — Ew. Durchlaucht, der weiß nicht einen Pfifferling davon.“

Doch! doch! Lieber Falk, eine Dame sogar, eine der schönsten an meinem Hofe.

Hier runzelte Falk die Stirn gewaltig. „Eine Dame? Hat mich auch eine Dame empfohlen? Nein, Ew. Durchlaucht, wenn es so ist ... Eine Dame und ein Kammerherr — Alle Teufel! Halten Ew. Durchlaucht zu Gnaden! der Fluch entfuhr mir so; aber es ist auch darnach!“

Recht! so muß ein Husar seyn; ob Sie gleich Unrecht haben. Es stand nach dem Ausmarsche ein Avertissement in der Zeitung —

Hier erröthete Falk. „Ich will es nicht läugnen, Ew. Durchlaucht. Es ist mir oft so gegangen, daß ich mit einer Patrouille einhieb, und am Ende war's eine Escadron, auf die ich stieß. Der verdammte Zettel!"

Das gab nun Lärmen, mein lieber Falk; alles machte sich auf die Beine, um den Rektor Huber zu plündern. Wie die Menschen nun sind — der eine legte es so aus, der andere so. Niemand ließ Ihrem Herzen, Ihrer guten Absicht ...

„Die hatte ich; ja!"

Gerechtigkeit widerfahren, als eine Dame, die vielleicht eben so wohlthätig ist, eben so menschlich fühlt, als Sie. Sie war gerührt von Ihrer Wohlthätigkeit, und sagte: Ein guter Mensch ist immer ein Held; ein harter, gefühlloser ist immer ein Feiger.

„Hab' ich auch gefunden, Ew. Durch-

laucht, allemal, all mein Leben so. Da war zum Exempel ein harter Mensch, Lieutenant — Doch halt! Alle ... Da wäre meine Zunge beinahe mit dem Kopfe davon gelaufen!"

Wie so? erzählen Sie doch.

„Einem Freunde wohl, Ew. Durchlaucht; aber dem Fürsten? Nein! Ich bin kein Angeber, bewahre mich Gott!"

Nun, diese Dame vertheidigte Ihren Charakter mit einem Eifer, der sie noch liebenswerther machte. Ein guter Mensch ist immer ein Held. Diese Bemerkung danke ich dem Fräulein; und so ersuche ich Sie, nach meinem Wunsche die Einrichtung der Kavallerie zu übernehmen. Ich brauche dazu nicht nur einen braven Soldaten, sondern auch einen guten, redlichen, billigen Mann voll Begeisterung für Menschenglück; und daß ich Sie so kenne, daß ich diese Eigenschaft an Ihnen so hochachte, das verdanke ich dem Fräulein Schlenz.

Hier bückte sich der Obristlieutenant. „Das ist ein Anderes. So mag es gehen,

Ew. Durchlaucht. Ich dachte etwas Anderes; und freilich, da hätte ich lieber wieder Cornet seyn wollen, als Obristlieutenant, Ew. Durchlaucht. Ich bleibe es also.“ —

Das war Falks Unterredung mit dem Fürsten. Auf dem Rückwege dachte er: „Fräulein Schlenz? Fräulein Schlenz? Sieh, da habe ich doch wohl den Bruder zu rauh angelassen. Fräulein Schlenz? Ich möchte wohl wissen, wie sie aussieht.“ —

Der Krieg ist vorbei, Herr Obrist-Lieutenant, sagte der General; nun müssen Sie Sich auf den Friedensfuß setzen.

„Was heißt das, Ew. Exellenz?“

Sie sind ein reicher Cavalier, vielleicht der reichste im Lande. So sollten Sie nun dem Hofe zeigen, daß wir Husaren auch den Friedensdienst verstehen. Der Fürst achtet Sie. Es wäre gut, wenn Sie ein Haus machten.

„Wenn's nichts weiter ist!“ sagte Falk; und er ging zu Werke, wie immer. Er kaufte ein Hôtel, ließ es möbliren, und

schaffte alles an, was zu einem großen Hause gehört. Der Rektor, an den er sich immer mehr gewöhnte, mußte mit ihm ziehen. Aber hätte er ihn auch nicht geliebt, er würde ihn dennoch kindlich behandelt haben; denn des Mannes Sohn hatte ihm ja das Leben gerettet. Der Rektor aß mit ihm, wenn er allein war, oder wenn nur die Officiere seiner Schwadron bei ihm aßen. Seinen Vorsatz, zu lesen, wenn er wieder in der Garnison wäre, hatte er nicht vergessen; denn die Anekdoten aus den Alten, die der Rektor ihm erzählte, gefielen ihm außerordentlich. Der Rektor gab ihm eine Geschichte von Griechenland, und Falk fing eifrig an zu lesen; aber er fand in dieser neuen, ihm gänzlich fremden Welt überall Anstoß, und nicht lange, so gab er das Buch zurück. Der Rektor versuchte es mit mehreren andern; Falk gab sie ihm aber alle wieder, und sagte: „was Hänschen nicht lernt, alter Vater, das lernt auch Hans nicht." Doch, er schämte sich von ganzem Herzen, da er alles um sich her lesen sah.

So stand er eines Tages in seinem Vorzimmer, und harrte auf den Husaren, den er bei einem Buche gefunden und weg geschickt hatte. Er nahm das Buch mit den Worten auf: „bei meiner Seele! ich muß mich ja todt schämen. Der gemeine Husar liest, und der Obristlieutenant nicht. Was hat er denn wohl gelesen?" — Es war eine Rittergeschichte. Falk las die erste Seite, die zweite, und las sich in das Buch hinein, bis der Husar wieder kam. „Woher hast du das Buch?" fragte er nun eifrig, und nahm es mit in sein Zimmer. Die Wunderwelt von Rittern und Knappen, Burgen und Klöstern, Heldenthaten und Abscheulichkeiten, machten auf Falk einen sehr heftigen Eindruck. Er las das Buch zweimal nach einander vom Anfang bis zum Ende, und es entstand eine ganz neue Welt in seinem Innern. „Ist das Alles wahr oder nicht?" fragte er sich. Das Jahr war genannt, die Gegend von Deutschland, die Kaiser, die Fürsten, welche darin regiert haben. „Ja, das ist Wahrheit, das muß

Wahrheit seyn. Wie könnte ein Mensch so etwas ersinnen!"

Er gab seinem Husaren das Buch zurück, und sah in seiner Hand ein anderes: eine neue Rittergeschichte, die Falk mit eben der Heftigkeit verschlang. Er fing an auf Umwegen — denn hatte er sich geirrt, so wollte er doch seinen Irrthum nicht bloß geben — den Rektor zu fragen, ob es wahr wäre, daß ehedem Ritter mit Fürsten und Kaisern Krieg geführt hätten.

Das war im Mittelalter, vom zwölften bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Der Rektor hatte die Zeit getroffen. „Ei, wie kam denn das?" fragte Falk.

Der Rektor erzählte, und es war alles richtig. Die Ritter wohnten damals auf hohen Burgen. Fehde an Fehde, Vehmgerichte, Klöster, Entführungen, alles beschrieb der Rektor, aus dessen Munde keine Lügen kommen konnten. Falk hörte aufmerksam zu, und ging dann mit neuem Eifer wieder an sein Lesen.

Er wünschte recht herzlich, daß er zu

jener Zeiten gelebt haben möchte, und fühlte, daß er wirklich nicht viel anders gelebt hatte, daß in ihm der alte ritterliche Sinn war. So ein Vehmgericht, meinte er, könnte auch jetzt recht nützlich seyn. Seine ganze Phantasie entbrannte. Aber er sah, daß die ganze Welt nun einmal eine andre Gestalt gewonnen hatte, und der Rektor sprach mit Abscheu von jenen grausamen Zeiten des Faustrechts. Falk war der Mann nicht, der gern Blößen gab; er verschwieg daher allen Menschen seine geheimen Wünsche, seine Liebe zu dieser Lektüre. Aber er las fort, las mit Begeisterung alles, was ihm sein Husar aus einer Leihe-Bibliothek von Ritter- und Kloster-Geschichten anschaffen konnte. Er sprach kein Wort darüber; doch sein Kopf war voll Burgen, Klöster und Ritterzüge. Niemand wußte, daß er der fleißigste Leser geworden war; nur sein Ausdruck wurde ein wenig mehr gebildet, und er selbst etwas ritterlicher in seinem Thun und Wesen: dabei blieb es für jetzt.

## Falk wird gejagt.

Falk hatte das Fräulein Schlenz am Hofe gesehen. Er saß ihr gegenüber, und sie sah nun den edlen Mann ganz in der Nähe: so aber mußte man den Obristlieutenant Falk sehen, um zu wissen, wie schön er war. Man mußte seine Liebe, sein Vertrauen haben: dann war sein Blick unwiderstehlich; dann sah man das lachende Auge, wie eine Sonne, in den sanften Strahlen der Liebe schimmern; dann sah man das frohe, sanfte Lächeln seines schönen Mundes, das feine Muskelspiel seiner Wangen, diesen Spiegel seiner vielfach schön bewegten Seele.

Fräulein Julie sah genug, ob sie gleich nur einen kleinen Theil zu sehen bekam; denn Falk, sobald er den Namen „Fräulein

Schlenz" nennen hörte, fühlte in seiner Seele eine angenehme Regung der Dankbarkeit für seine Vertheidigerin.

Das Fräulein mit dem schönen Kopfe, worin die großen schwarzen Augen dem gegenüber Sitzenden durch Mark uud Bein sahen, mit dem holden Lächeln auf diesen Rosenlippen, mit dem blendend weißen Halse und Nacken, mit dem Grübchen von Morgenröthe in Kinn und Wange, dem feurigen, unentnervten Falk gegenüber, würde es, da der Fürst ihr den Weg so gut vorbereitet hatte, weit mit ihm haben bringen können, wenn sie Falken besser gekannt, und überhaupt die bessere Natur eines Mannes geahnet hätte. Auch fing sie nicht übel an; sie brachte das Gespräch auf den Krieg, und bat den Major um die Erklärung des Wortes: rekognosciren.

Da blitzte des Majors Auge, und er hob an zu erklären, doch ohne von sich ein Wort zu sagen.

Das Fräulein wollte dies Gespräch als eine Brücke benutzen, um zu des Majors

eigenen Thaten zu kommen; der Major verhieb ihr aber mit aller Freundlichkeit den Weg. Das Fräulein hatte so viel Prahler kennen gelernt, und glaubte nicht, daß ein Mann ein Gespräch über wirkliche und eigene Heldenthaten in Ernst hassen könnte: so schoß sie denn bei jedem Worte wie eine Spinne auf den Major zu. Aber nun verschwand die Schönheit von Falks Gesichte nach und nach: sein Auge wurde von den gesenkten Augenbraunen verfinstert; er legte die Unterlippe über die Oberlippe, strich seinen Knebelbart, und sprach in einem harten Tone.

Fräulein von Schlenz, die sich auf die Welt-Maxime verließ, „das Lob findet jedes Ohr offen,“ fuhr fort; und Falk, der doch recht artig seyn wollte, aber dessen überdrüßig war, sagte: „mein Fräulein, ein Mann hört eben so ungern von seinen Thaten reden, als eine Dame von ihrer Schönheit.“ Man hielt das für Persifflage, und lachte. Das Fräulein selbst lachte nicht; denn Falks Gesicht und Stimme

gaben seinem ganz falschen Witze die gehörige Auslegung mit, so daß sie ihn nicht mehr mißverstehen konnte.

Sie wollte es nun auf eine andre Weise versuchen, und hob von seinen philanthropischen Reisen mit Huber an; da saß aber ihr lieblich erröthetes, freundliches Gesicht einem Bärengesichte gegenüber. Falk sagte eifrig: „wenn ich darüber reden wollte, mein Fräulein, so hätte ich es öffentlich gethan. Es ist ja kein schlechter Streich!“ Das Fräulein begriff den Mann gegenüber nicht: sie wurde still; und nun stieg wieder ein Reitz nach dem andern auf sein Gesicht, und er warf Blicke auf sie, die eben so viel zu ihrem Lobe sagten, als sie vorher zu dem seinigen.

Nun Bresche geschossen! sagte der Kammerherr nach Tische.

Julie lächelte. Es fehlt dem Diamant an nichts als an der Brillantirung. Die ist mühsam, sagt man. Man muß ihn mit Diamant-Staub schleifen. Die falschen Steine, Bruder, drückt man alle in Eine

Form,

Form, zehntausend in einer Stunde. Echte Perlen holt man aus dem Abgrunde des Meeres; Glasperlen bläs't man wohl tausend in einigen Minuten.

So nimm dich in Acht, Julie, daß er dich nicht an's Licht hält, oder sich nicht auf falsche Steine versteht!

Julie erröthete vor einer schnellen Empfindlichkeit. —

Sie sprach den Obristlieutenant wieder, und immer saß sie entweder neben ihm, oder ihm gegenüber; und das schöne Köpfchen auf dem weißen Halse und den runden Schultern machte ganz sichtlich auffallende Fortschritte in seinem Kopfe. Er wußte selbst nicht, wie es zuging, daß in seinen Ritterbüchern die Adelgunden, die Agnesen, die Adelheiden, die Emmas alle so aussahen, wie das Fräulein Schlenz. „Das weiß ja der Henker! Der Mann sagt klar und deutlich: blondes Haar und blaue Augen; aber — als wäre ich behext: nach einer Minute sitzt da der Kopf des Fräulein Schlenz mit dem dunklen Haar, und

der Rose darin, das dem weißen Gesichte so wohl thut, wie eine dunkle Wolke über dem weißen leuchtenden Monde!"

Hätte Fräulein Julie dieses Selbstgespräch gewußt, oder nur ahnen können, welchen Eindruck sie auf die Phantasie des Mannes gemacht hatte! Aber Falks Sache war es nicht, so etwas zu verrathen. Er saß der schönen Julie von Schlenz gegenüber mit einem so gleichgültigen Gesicht, als wäre sie eine Figur auf der Platmenage.

„Das Anschauen, wenn ein hübsches Mädchen erscheint," sagte er zu dem Rektor, „ist mir immer von Herzen zuwider gewesen. Was soll so ein liebes Geschöpfchen von uns Männern denken! Muß sie nicht glauben, es steckt ein Seeräuber in dem Menschen, der sie so darauf ansieht, ob der Hals nicht ein Leberfleckchen hat, oder die Wange eine Sommersprosse? Sehen Sie, die armen Mädchen müssen nun einmal mit bloßem Halse und bloßen Schultern gehen, weil es Mode ist. Sie

mögen vor Angst wohl manchmal nicht wissen, wo sie die verschämten Augen hinwenden sollen, wenn so ein Fratz sie mit starren Blicken ansieht. Nein, ein bescheidenes Auge ist eine Zierde für einen Mann."

Ein bescheidener Anzug, Herr Major, noch eine größere für ein Mädchen.

„Hilft nichts; Mode ist Mode! Wir sollten nicht hinsehen, sage ich: dann würden sie bescheidener werden." —

Fräulein Julie sah wohl, daß sich bei diesem langsamen Gange nicht viel machen ließ. Der dreiste Husar war zu blöde, zu wenig fein, zu ehrerbietig. Bei einem Hoffeste wurde Falk gebeten, eine Maske zu nehmen. Er wählte, ohne sich zu besinnen, einen alten Ritter, und das Loos theilte ihm Fräulein Schlenz zu. Der Schauspieldirektor wurde zu Hülfe gerufen, weil Falk Helm, Schild und Lanze wohl nennen konnte, aber sie noch nie gesehen hatte.

Falk holte das Fräulein ab, und fand

sie in dem Anzuge eines altdeutschen Fräuleins, aber mit solcher Ueppigkeit gekleidet, daß es seine erste Frage war: „gingen die Mädchen zu den Zeiten der Ritter so?" Er hatte aus seinen Ritterbüchern ein anderes Ideal im Kopfe; doch schön war Julie in diesem Anzuge: das gestand er sich, und das gestanden ihr die Blicke, die er verstohlen auf sie richtete. Sie sind ein Ritter, Falk, sagte Julie; Sie müssen meine Schärpe tragen. Sie nahm einen rosenrothen Schleier, den sie selbst gestickt hatte, oder gestickt haben wollte, und schlang ihn mit den weißen runden Händen um seine Schulter. Das hatte den Kragen von dem Harnische verdreht, und sie legte ihn daher wieder in Falten. Was konnte sie dafür, daß ihre weichen, warmen Hände an seinem Halse sich warm ringsum bewegten? Er hatte den Helm abgelegt, weil es noch eine gute Stunde währte, ehe sie fahren konnten. Dadurch waren die reichen blonden Locken seines Kopfes in Unordnung gekommen.

Setzen Sie Sich, Herr Obristlieutenant! Ich will Ihnen die Locken wieder zurecht legen.

Er setzte sich; und nun stand sie dicht vor seinen Augen, mit den weißen Schultern, mit dem emporwallenden Busen, und ringelte ihm die Locken wieder. Dann legte sie das Köpfchen bald auf diese Schulter, bald auf jene, um zu vergleichen; und während dessen blieben die weichen Hände an seinen Wangen liegen.

Er saß athemlos, ohne Bewegung, vor ihr, wie in Feuerflammen, seine Lippen oft nicht einen Zoll weit von dem schönen Halse.

„Alle Teufel!" stieß er heraus, als sie endlich fertig war: „das war eine heiße Minute! Ich will lieber eine Stunde lang im Kartätschen-Feuer halten, als so vor ..." — Hier überzog eine Schamröthe, die ihrer Wange besser geziemt hätte, sein Gesicht. Er schwieg, und fühlte, daß er diese Worte nicht hätte sagen sollen. Das Fräulein sah seine Augen in Flammen, seine Wangen in heißer Gluth, sagte aber un-

schuldig: ich verstehe Sie nicht, mein Herr Ritter.

„Ist auch gut, recht gut, Fräulein. Es war nichts Kluges, was ich sagte; es fuhr mir in der Angst so heraus.“

Nun, was war es denn? was, lieber Herr Obristlieutenant? Sagen Sie doch! Ein Mann muß reden, was er denkt. — Sie sah ihn liebkosend an.

„Wenn ich muß!“ sagte er, zutraulich ihre Hand ergreifend. „Sehen Sie, liebes, gutes, unschuldiges Kind, ich bin wahrhaftig nicht einer von den schlimmsten Männern: das glauben Sie mir! Aber wenn Sie so angezogen sind — alle Teufel! wir sind ja nicht von Stein. Liebes, unschuldiges Kind: so müssen Sie nie einem Manne die Halskrause oder die Locken zurecht legen; besonders dürften Sie es nicht, wenn Sie dem Manne noch obendrein gut wären.“

So richtig, so rasch Juliens Instinkt auch war, so konnte sie doch kein Gesicht zu dieser kleinen Warnung finden. Sie

stand beschämt da, und schöner als je. Endlich besann sie sich, sprang hinaus, und kam nach einigen Minuten wieder, bis an das Kinn in einen alten, weit abstehenden Kragen gehüllt.

Falk sah es, und mit einem königlich stolzen Gesichte trat er auf sie zu, beugte sich vor ihr, und küßte zum ersten Male ihre Hand mit einer Inbrunst, mit einer Innigkeit, daß ein schnelles Gefühl ihres Werthes und ihres Unwerthes zugleich zwei Thränenströme aus ihren Augen hervordrängte. Es erhob sich etwas Edleres in ihrer Brust. Sie warf einen Blick voll Achtung auf den Mann, der mit zutrauensvollen Blicken vor ihr stand. Sie bat ihn, sich niederzulassen, und setzte sich zwei Schritte von ihm an die andre Seite des Tisches. Nun redete sie heiter, bis der Bediente sagte: der Wagen, Ihr Gnaden! Sie ging neben ihm her, mit dem schönen Gefühl eines reinen menschlichen Triumphs.

Falk tanzte nicht. Sie saß den größten

Theil des Abends neben ihm, und unterhielt ihn sehr angenehm. Als er nach Hause fuhr, sagte er: „Beim hohen Himmel! sie ist schöner, als alle die Prinzessinnen, von denen ich gelesen habe.“

Am folgenden Morgen saßen die drei Geschwister von Schlenz beisammen. Dein Anzug gestern war ja die Züchtigkeit selbst, Schwester. (Julie lächelte angenehm.)

Ja, es ist wahr, sagte die Frau von Rauch. — Aber als ich bei dir vorfuhr, Julie, da, dünkt mich, warst du nicht so nonnenartig gekleidet. (Julie erröthete.) Du erröthest? Das ist ja seltsam! Was ist denn?

Der Kammerherr und Frau von Rauch drangen in Julien, und sie erzählte ihre kleine Begebenheit mit Falk, ohne die Empfindung zu verhehlen, die sie gehabt hatte. Erst schlug der Bruder ein lautes Gelächter auf; das verachtete Julie. Aber ihre Schwester wollte sich des Lachens enthalten und konnte nicht, sondern brach laut aus; und nun wurde Julie verlegen.

Der Bruder lachte wieder, die Frau von Rauch lachte noch einmal. Julie schwamm in Thränen. Da sprang der Kammerherr auf, und sein Gelächter wurde immer toller und toller. Julie fing an in sehr ernstem Zorne zu schelten.

Aber Julie, sagte die Schwester, zwischen durch lachend; überlege doch nur! Sei kein Kind! Wir lachen ja mehr über deine drollige Erzählung, als über die Sache selbst. Wer kann sich denn des Lachens enthalten, wenn man sich vorstellt, der Husar, ein Soldat — ja, wenn es ein Professor der Philosophie wäre, oder ein Bursche von sechzehn Jahren! — aber ein Soldat und Husar! Komm her, Bruder, laß uns die Scene spielen! Setze dich. Ich bin Julie, du Falk. Sie machten eine Karrikatur aus der Scene voll Natur und Schönheit. Und Julie? Um sich nicht abgeschmackt finden zu lassen, lachte sie aus vollem Halse mit, und machte den Auftritt noch lächerlicher.

Aber sie blieb bei ihrem bescheideenn

Anzuge; und des Obristlieutenants Monologen, wenn er von ihr zu Hause kam, wurden immer feuriger; dagegen seine Dialogen mit ihr immer ruhiger und freundlicher. Er fing an, Vertrauen zu ihr zu fühlen, und sein Vertrauen äußerte sich durch Ruhe und Freundlichkeit.

Julie hatte aber seine flammenden Blicke gesehen, als sie ihm das Haar zurecht legte. Seine jetzige Ruhe hielt sie daher für Gleichgültigkeit. Sie glaubte, er müßte getrieben werden; und sie trieb ihn.

---

## Falk entwischt.

Falk war durch seine Bücher hinlänglich über das belehrt, was in seiner Seele vorging; er fühlte aber einen Mißmuth, den er sich nicht erklären konnte. Es ging ihm alles zu schnell und zu langsam. „Die Schwester einer Mätresse?... Was hat sie damit zu thun!" sagte er auf und nieder gehend. „Des Kammerherrn Schwester! Sieht der Kerl nicht gerade so aus wie ein Damenhandschuh? so schlaff, so weiß, so weich, als wäre er aus einem Eihäutchen gemacht, und mit Wind aufgeblasen." Doch seit dem Abend, da er den Ritter, und Julie das altdeutsche Fräulein gemacht hatte, ging er diesen Vergleichen aus dem Wege.

Er war zugleich ungeduldig, daß es mit

der Reform der Cavallerie gar nichts wurde, daß er vergebens trieb, und nicht einmal Antwort bekam. Sein Unmuth brach in Juliens Gegenwart aus. Sie versprach ihm, sich dafür zu verwenden. „Eine Dame für Militärsachen?" rief er höchst zornig. „Nun so..." Er gab nicht undeutlich zu verstehen, das Weib gehöre an die Spindel, oder den Stickrahmen.

Wenn nun aber der Fürst nicht anders zu treiben ist! sagte Julie lächelnd.

„So mag er den Kammerherrn zu seinem Feldmarschall machen! Ein braver Mann greift da nicht an, wo Weiberhände mit im Spiele sind." Es kostete Julien Mühe, den Sturm zu beruhigen; indeß zweifelte sie gar nicht, daß der Löwe doch endlich gezähmt werden würde, wenn sie ihn nur erst fester geschlossen hätte.

Nun gebrauchte sie alle ihre kleinen Künste. Sie sang Falken mit ihrer Nachtigallenstimme vor, und zwar — sie verstand ihn — Soldatenlieder, Kriegeslieder. Falk starrte die schönen Lippen an, aus

denen Töne hervorkamen, so lieblich wie die Harmonie des Himmels.

Seine Monologe zu Hause wurden noch feuriger. „Alle Wetter!" sagte er: „das Mädchen ist ein Engel; und stelle ich mich dagegen — ich bin ein braver Husar, der einzuhauen versteht. Das ist aber auch alles, was ich dem Engel entgegenstellen kann. Falk! Falk! nimm Dich in Acht! das Mädchen ist zu gut für Dich! das muß sie fühlen." Er wurde furchtsamer, je mehr sie glänzte. Sie spielte das Klavier, sprach fertig Französisch, Englisch, und plauderte auch ein Paar Italiänische Phrasen.

„Alle Teufel! Falk! Du könntest Dir ein Körbchen holen!" rief er, und wurde immer behutsamer, ja, zog sich endlich ganz zurück.

Das Fräulein sah die Blicke, die er auf sie warf, und begriff den Mann nicht. Er will im Sturm erobert seyn, wie er selbst alles anfaßt, sagte sie, und zog nun in ihren Garten, weil der Arzt ihr die freie

Luft empfohlen hatte. Falk wurde zu einer Gesellschaft eingeladen; er kam, und fand Julien allein, und zwar höchst reitzend gekleidet, aber so, als hätte sie lauter Blinde gebeten.

Sie wickelte sich in ihren Flor, der nichts verbarg. „Ich kam zu früh?" sagte Falk, seine Uhr ziehend; und nun fand es sich, daß er erst auf morgen eingeladen war. Er wollte weggehen; Julie hatte ihm aber, weil er nun doch einmal da war, ihre Blumen zu zeigen. Sie warf schnell ein dickes Tuch um, und ging mit ihm in den Garten.

So hatte er sie nun noch gar nicht gesehen, so lieblich plaudernd, so zutraulich, so jugendlich, so kindlich spielend. Sie pflückte die schönsten Blumen, sang dabei, oder lachte und scherzte. Dann setzte sie sich mit ihm in eine dichte Laube von Geisblatt, auf ein Bänkchen, wo so eben zwei Personen, dicht an einander gedrängt, Raum hatten. Sie erzählte dem Obristlieutenant so viel Interessantes, und vergaß im Feuer

der raschen Erzählung wohl hundertmal, das Tuch dicht zusammen zu halten.

Endlich stand sie auf. Nun wollte der Obristlieutenant gehen, obgleich ein Paar Bleigewichte an seinen Füßen hingen, die ihn hielten; sie hatte ihm aber noch etwas zu zeigen, und zwar die Abbildung einer Schlacht. Die mußte er ja sehen. So kamen sie wieder auf ihr Zimmer, das jetzt verdunkelt und nur spärlich von ein Paar Beinglaslampen erhellt war.

Ist das nicht schlimm, sehr schlimm? rief sie, als sie in's Zimmer trat. Der Arzt hat mir sogar den Anblick des Lichtes verboten.

„Sie blühen ja, wie die Gesundheit selbst, mein Fräulein."

Und doch bin ich zuweilen so matt! — Sie warf sich in den Sofa, legte das Köpfchen mit dem Gesicht tief in die Küssen, und zeigte einen Nacken, der so weiß wie Schnee, und wunderschön war.

Doch bald richtete sie sich wieder auf.

„Wahrhaftig, wie die schönste Rose!" sagte er noch einmal.

Das eben! denn fühlen Sie nur diese eine Wange, wie glühend! und die andere kalt. — Sie legte seine Hand an die Wange, die in ihrer Hand geruhet hatte; und er fühlte wirklich, was sie sagte. Er wiederholte das Spiel, besorgte für ihre Gesundheit, und seine Wangen glüheten noch stärker, als die ihrigen. So folgte eine kleine Scene nach der andern, die den ehrlichen Husaren immer heißer machte.

Sein Blut war eine Feuerflamme geworden. Er trauete sich selbst nicht mehr, und stieß Seufzer über Seufzer aus. Auf einmal nahm er seinen Hut, bückte sich tief gegen das Fräulein, seufzte noch einmal, und ging aus dem Zimmer.

Sie lächelte ihm nach, ihres Sieges gewiß.

„Welch eine Unschuld!" sagte er vor der Gartenthüre. „Alle Teufel! wenn ich nun so ein Wildfang wäre, wie es Tausende giebt!" — Er ging mit raschen

Schritten aus dieser gefährlichen, magischen Gegend.

Zu Hause setzte er sich an seine Ritterbücher, und stutzte, da er auf eine Scene stieß, welche der seinigen so ähnlich sah, wie ein Wassertropfen dem andern; und hier im Buche war es ein lüsternes Weib, das einen edlen Jüngling zu einer Untreue verleiten wollte.

„Ah! das macht die Sache anders!" dachte er. „Aber doch so ähnlich, so sehr ähnlich!" — Eingeladen auf morgen, und unrecht bestellt? dachte er weiter, und rieb unruhig seinen Bart.

Sein Husar trat herein, ihm beim Auskleiden zu helfen. „Die Ohren aufgethan, Du! Was hast Du bestellt? Ich war erst auf morgen eingeladen."

Auf heute, Herr Obristlieutenant! Ich habe richtig rapportirt."

„Das hast Du nicht. Auf morgen war es bestellt."

Auf morgen freilich auch, und auf übermorgen, auf alle Tage. Aber auf heute



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

gleichfalls! Ich weiß, was ich weiß. Sie kamen auch heute gar nicht ungelegen; es sollte so seyn.

„Was?" fragte Falk den Husaren, eben den, durch den er die Bücher bekommen, und der seitdem ein Wort mit zu reden hatte. „Es sollte so seyn?"

Ja, Herr Obristlieutenant; es sollte dieses Mal verkehrt bestellt werden.

Falk fragte, und der Husar antwortete: es kamen Leute genug; sie wurden aber alle abgewiesen: denn das Fräulein wollte mit Ihnen allein seyn.

„Bursche, spricht der Teufel aus Dir?" fragte der Major zornig.

Der Husar war ein hübscher, junger Kerl, so groß wie sein Herr, und fast eben so schön, dem die Uniform wie angegossen saß, weswegen ihn Falk immer mit sich nahm, wenn er Besuche machte. So ging er denn zeither mit seinem Herrn oft zu Schlenzens, blieb im Vorzimmer, und gebrauchte bei Juliens hübscher Kammer-

jungfer seine Zeit besser, als sein Herr bei dem Fräulein.

Während Julie ihre Versuche mit dem Herrn anstellte, machte die Jungfer einen mit dem hübschen Husaren; und der gerieth gleich zum ersten Male. Wenn Falk unruhig war, sagte der Husar: Herr Obristlieutenant, das Sitzen taugt nicht; Sie müssen Gesellschaft haben.

„Wohin gehe ich?"

Gehen Sie ein wenig zu Schlenzens.

Der Herr ging, und der Husar mit.

Heute sagte der Husar zu dem Mädchen: ich meinte, Ihr hättet heute Gesellschaft, liebes Hannchen?

Nicht einen Menschen.

Mein Obristlieutenant ist doch zu einer Gesellschaft eingeladen! — Das Mädchen lächelte.

Es kam Besuch. „Das gnädige Fräulein liegt schon zu Bett."

Zu Bett? Mein Herr ist ja oben, Hannchen.

Nun, merken Sie denn nichts?

Nichts! gar nichts!

Das Fräulein will mit dem Herrn allein seyn.

Aha! eine Kriegslist! Auch ich will mit Hannchen allein seyn!

Das erzählte der Husar seinem Herrn, obgleich Hannchen ihm recht auf die Seele gebunden hatte, davon zu schweigen.

Falk ließ sich das dreimal hinter einander erzählen, und dann schickte er den Burschen weg.

Er rieb eine Viertelstunde seine Stirn; eine andre drehete er an seinem Zwickelbart, und stieß einzelne Flüche hervor. Am folgenden Morgen vernahm er seinen Husaren noch einmal, donnerte ihm, da die Aussage sich gleich blieb, zehn Flüche auf den Hals, ließ satteln, jagte sein bestes Pferd müde, fluchte auf der Parade über Anzug, über alles, und kam dann, stumm und beschämt über seine Hitze, zu Hause. Er las seine Scene noch einmal, warf das Buch in die Ecke, und sagte: „Das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht! Tauben-

unschuld! Dafür will ich meine Ehre zum Pfande setzen. Taubenunschuld!"

Der Husar kam. „Ich glaube, Bursche, du gewöhnst dir das Scherwenzen hier an, und das Lügen dazu." Der Husar wollte sich vertheidigen. „Schweig!" donnerte Falk; „ich mag nichts wissen. Geh!" —

Er ging diesen Abend nach dem Garten und nahm einen andern Husaren mit; denn Juliens Name war ihm zu heilig, da sie in seinen Augen ein Engel war. „Ich kann doch meine rechte Hand von der linken unterscheiden," sagte er für sich, „die Nacht von dem Tage. Wenn das Heucheley ist, so ... Sie ist ein Engel, ein Engel, sage ich!" —

Er kam, erbittert auf seinen Husaren, zu Hause, und ließ sich von einem andern auskleiden.

Nach einigen Tagen trat der Husar zu ihm in das Zimmer. „Was giebt es? Wer hat dich verlangt?"

Darf ich reden, Herr Obristlieutenant?

„Wenn du etwas Kluges weißt, so rede."

Uebermorgen, Herr Obristlieutenant, werden Sie von dem Präsidenten Schlenz zu einer Jagd nach Waldenbruch eingeladen.

„Ich würde die Ehre haben, aufzuwarten. Sag' es hübsch höflich."

Noch sind Sie nicht eingeladen; aber es wird geschehen.

„Wie kannst du das wissen?"

Ich weiß es, und weiß noch mehr. Den Vorwurf einer Lüge lass' ich nicht auf mir sitzen. Nun, wenn Sie dort nicht wieder einen ganzen Tag lang mit dem Fräulein von Schlenz allein gelassen werden, dann habe ich gelogen.

„Kerl!" donnerte Falk: „was sprichst du?"

Die Wahrheit! Lassen Sie Kriegsrecht über mich halten, lassen Sie mich todtschießen, Herr Obristlieutenant. Aber eine Lüge müssen Sie mir nicht Schuld geben!

„Eingeladen, auf übermorgen!" sagte

Falk vor sich: „und einen ganzen Tag allein?"

Einen ganzen Tag, und zwar aus Ursachen!

„Aus welchen Ursachen?"

Herr Obristlieutenant, sonst waren Sie so gut. Was ist es denn nun mehr! Das geht ja sehr natürlich zu. Fräulein von Schlenz ist schön; Sie mögen es lieben, und das Fräulein Sie noch mehr.

Hier rollte alles Blut aus dem Herzen des Majors in das Gesicht. „Verdammt! Woher weißt du das? Wie kannst du mir das in's Gesicht sagen!"

Des Fräuleins Jungfer ...

„Habe ich dir nicht verboten, Kerl ...?"

Nein, nicht verboten, Herr Obristlieutenant. Aber gelogen habe ich nicht.

„Nun, so rede und mach mir keine Nebensprünge! Rede!"

Daß der Herr Obristlieutenant reich sind, wie der große Mogul, weiß die ganze Welt. Nun begreift aber Keiner, woran es sich häkelt, daß der Herr Obristlieute=

nant nicht: Marsch! vorwärts! kommandirt. Da will das Fräulein denn ein wenig treiben — wie da schon bei der Maskerade, wo Sie den Helm trugen, und eine Lanze.

„Damals? Was war damals? Was schwatzt der Kerl!"

Ei nun, wie das Fräulein den Kragen umgethan hat, weil der Herr Obristlieutenant es ein wenig übel genommen haben, daß die Brust so bloß gewesen ist.

Falk stand da, wie aus den Wolken gefallen.

Das Fräulein hat sich am folgenden Tage von der Frau von Rauch und ihrem Bruder noch dazu tüchtig müssen auslachen lassen.

„Wegen des Kragens? Gut! recht gut, Bursche!"

Nein, darum nicht; sondern darum, weil es mit dem bloßen Halse nicht hat glücken wollen.

„Alle Höllenteufel! Woher weißt du das?"

Von der Jungfer. Und da sind Sie auf den Garten gebeten worden, und das Fräulein hat gethan, als ob sie nichts davon wüßte.

„Nun, so schlage doch ...!"

Aber in allen Ehren, Herr Obristlieutenant. Denn das arme Mädchen weiß ja doch auch nicht, wie es mit Ihnen daran ist, und die Familie würde die Heirath recht gern sehen. Da sollen Sie nun zu einer Jagd gebeten werden, Herr Obristlieutenant; aber — hat mir die Jungfer vertrauet — der Herr Obristlieutenant soll da selbst gejagt werden.

Ein fürchterlicheres Gesicht hatte der Husar niemals gesehen, als sein Herr jetzt eins machte. „Es ist gut!" sagte er endlich nach einer langen Pause: „kannst gehen! Aber kein Wort kommt davon über deine Zunge! hörst du?"

Es hatte dem armen Burschen Mühe genug und eine Menge Liebkosungen gekostet, ehe er alles erfuhr, womit er seine Unschuld bei seinem Herrn erweisen konnte.

Falk ging wie im Traume umher. Er wurde in der That auf den dritten Tag zur Jagd nach Waldenbruch gebeten, nahm die Einladung an, und fuhr mit dem Präsidenten und seinen beiden Töchtern hinaus. Der Kammerherr war schon seit ein Paar Tagen dort. Es sollte, sagte man, eine kleine Familienerheiterung für Julien seyn, die noch immer nicht ganz wieder hergestellt wäre.

Man jagte, und Falks Unmuth fing an ein wenig zu verschwinden; denn Julie war so heiter, so unschuldig, so wenig zudringlich, daß er wieder zweifelhaft wurde. Julie ging eines Morgens mit ihm in den Wald, ihm ihren Lieblingsplatz zu zeigen. Sie kehrten nach einigen Stunden zurück, und Hannchen kam ihnen, mit einem Billet in der Hand, entgegen. Der Herr Präsident und Frau von Rauch sind fort. — Hier heftete Falk seinen Blick auf Julien.

Fort? rief sie erschreckend: warum denn? wie so denn? Das ist ja albern! (Sie las das Billet.) Das ängstet mich. Mein

Schwager, lieber Obristlieutenant ... Aber, mein Gott! wie konnte man mich allein hier lassen?

Sie sind zwei Stunden gesucht worden, gnädiges Fräulein, daß Sie mitfahren sollten. Aber die Angst der Frau von Rauch, um ihren Herrn Gemahl ...

„Was giebt es denn?"

Mein Schwager hat einen Anfall von Schwindel gehabt, den der Arzt für gefährlich hält. Doch ist es höchst seltsam. ... Des Kammerherrn Wagen soll sogleich angespannt werden! Sie begleiten mich doch?

Der Kammerherr muß gleich kommen. Er ist ausgefahren.

Sobald er kommt. Geschwind! ich will mich anziehen.

Sie gab dem Obristlieutenant das Billet von ihrem Vater, welches weiter nichts enthielt, als daß Rauch sich übel befände, und daß sie sogleich mit dem Kammerherrn nachkommen möchte.

Laß sogleich einpacken, Hannchen! — Sie ging hinauf, und zog sich zur Reise an.

„Alle Teufel! alle Teufel!" fluchte Falk, und ging pfeifend vor dem Hause auf und nieder. Er hoffte noch auf den Kammerherrn.

Aber es kam ein Bote, und brachte einen Zettel, worin der Kammerherr seinem Vater die Nachricht gab, daß sein Schwager einen Anfall vom Schlage gehabt hätte. Er sey gleich von dem Besuche, den er gemacht, zur Stadt gefahren, und bitte seinen Herrn Vater, unverzüglich abzureisen. Falk selbst brachte den Brief Julien. Sie las ihn, und nun wurde sie in vollem Ernste böse über den seltsamen Zufall, der sie hier ganz allein ließ — so böse, daß sie sogar Thränen vergoß.

„Allein? allein?" sagte Falk, ziemlich finster; „ich bin ja hier, Fräulein, ich!"

Sie erröthete. Lieber Falk, wenn ich nicht so großes Zutrauen zu Ihnen hätte, so wäre... Ein Mädchen mit einem jungen Manne so ganz allein! Sie werden

gestehen, daß die Situation ein wenig seltsam ist.

Falk nahm sich zusammen; er wollte wissen, woran er wäre. „Alle Teufel, da haben Sie Recht, Fräulein! das ist nichts. Was könnte die Welt davon denken und sagen! Seyn Sie ruhig. Ich habe mir auf allen Fall ein Pferd heraus bringen lassen. In fünf Minuten bin ich im Sattel. Meine Pferde stehen im Dorfe.

Hier zog sie einen Seufzer aus der schönen Brust, der ernstlicher gemeint war, als alle Seufzer über die Abreise ihrer Verwandten. Dieses Haus, fing sie ängstlich an, liegt so weit vom Dorfe. Ich, mein Hannchen, und ein alter schwacher Mann allein hier im Hause! Auch das ängstigt mich wieder. — Sie warf einen Blick voll dunkler Gluth auf ihn.

„Sie können Sich ja ein Paar Leute aus dem Dorfe kommen lassen.“

Ich würde doch die ganze Nacht zittern, da ich die Leute nicht kenne.

„So bleibe ich!“ sagte er finster, ver-

beugte sich, und ging auf sein Zimmer. „Das geht in's Weite!" dachte er, und eilte in das Dorf zu seinem Husaren. „Ehrlicher Kerl!" sagte er, die Hand freundlich auf seine Schulter legend: „Du hast den Dienst wieder bei mir."

Er bestellte noch etwas, und ging dann zurück. Nach einer halben Stunde kam ein Wagen auf den Hof gerollt. Der Obristlieutenant ging zu Julien. Er fand sie in einer Kleidung, die ihn wieder an den Kragen, und an den Abend erinnerte, da er mit ihr allein war. Ich erwartete Sie kaum, lieber Falk, sagte sie, ihm vertraulich entgegen gehend.

„Ei, Fräulein, ich habe am Hofe doch schon allerlei gelernt! Aber — ein Wagen ist da, meine Pferde auch. Ich will Sie in die Stadt begleiten." Zu ihrem Verdrusse sah sie durch das Fenster den Wagen und Falks Pferde. Sie wollte ihren Raub nicht fahren lassen, und suchte noch einen Vorwand, um zu bleiben. „Fräulein," sagte Falk endlich, mit fürchterlich gerunzelter

Stirn: „mit der Jagd ist es doch vorbei. Ich dächte, Sie führen.“ In seinem Tone war so etwas Ungewöhnliches, daß sie einen Augenblick lang glauben konnte, er hätte etwas gemerkt. Sie sah ihn lächelnd an, und fragte, wie er so geschwind zu einem Wagen gekommen wäre.

„Wenn man reisen will, Fräulein,“ sagte er, sie ernst, mit dem Stolze eines Gottes, betrachtend — „so ist ein Wagen zu finden.“ Er klingelte, und Hannchen kam. „Zieh Sie Ihr Fräulein an!“ sagte er zu der Jungfer, als ob er Herr im Hause wäre. „Wir reisen!“ Mit diesen Worten ging er aus dem Zimmer.

Das Fräulein saß nach fünf Minuten im Wagen, und der Major ritt mit, bald vor= bald hinterher. Vor der Stadt ritt er zum ersten Male an den Wagen, nahm stillschweigend den Hut ab, bückte sich, und sprengte dann in voller Carriere ins Thor.

Was war das! fragte sich das Fräulein, verwundert. Sie stieg stumm aus, ging

auf ihr Zimmer, stützte nachdenkend den Kopf in die Hand, und suchte zu errathen.

Nach drei Tagen wurde Falk gebeten. Er schlug die Einladung aus, und die Familie sah, daß er für sie verloren war.

Der Kammerherr schwor, er wolle dem rohen Soldaten Sitten lehren, ging ihm aber weislich aus dem Wege. Des Fürsten Gesicht wurde noch ein Mal so freundlich; doch von der neuen Einrichtung der Cavallerie war nicht mehr die Rede.

## Falk zieht auf seine Güter.

Falk sprach mit dem Fürsten; und nach einigen Versprechungen, die man nicht hielt, foderte er seinen Abschied, der ihm auch gegeben wurde. Der Gesandte einer großen Deutschen Macht, der Falks Verdienste kannte, machte ihm Anträge für seinen Hof. „Nein," sagte der edle Mann: „für Geld ziehe ich meinen Säbel nicht. Das war mein Vaterland. Nun ist es vorbei, so sehr ich auch den Säbel liebe." Man machte ihm die letzten Tage noch so sauer, daß er einen hohen Schwur that, den Hof nicht wieder zu sehen. Er packte auf, und nahm alle die von seinen Leuten mit, welche nicht

einrangirt waren. Eines Morgens fuhr der Wagen vor, worin der Rektor sitzen sollte. Zwei Packwagen, mit des Rektors und des Husaren Bibliothek und einem halben Arsenal von Flinten und Säbeln beladen, fuhren hinten nach. Der Obristlieutenant bestieg sein schönstes Pferd; und die übrigen Pferde mußten seine Leute nehmen. Seine Compagnie stand, als er aufbrechen wollte, vor seiner Wohnung, und die Schnurrbärte hingen alle voll Thränen. Auch in Falks Augen standen die Thautropfen eines großen Schmerzes.

„Lebt wohl, ihr braven Kameraden!" rief er auf einmal mit lauter Stimme; und dann: „vorwärts! Marsch!" Vor dem Thore fand er alle Officiere des Regiments, die ihn begleiten wollten.

„Alle Teufel!" sagte er da: „hätte ich vorher gewußt, was das heißt, Abschied nehmen — ich wäre hier geblieben, und hätte ich müssen noch nebenher Kammerjunker seyn. Aber, Kinder, sie haben es

mir zu arg gemacht. Glaubt mir. Gott mit Euch!"

Da gab er dem Pferde die Sporn, und flog, in eine Wolke von Staub gehüllt, die Landstraße hinauf.

Nach einer Stunde ritt er langsam an die Seite des Wagens, worin der Rektor saß. „Es war nicht anders, alter Freund; es war nicht anders! Bei dem Frieden, glauben Sie mir, kommt nichts weiter heraus, als schreiben, und scherwenzen, und fuchsschwänzen. Ich wollte, daß ich hier meinen Huber neben mir hätte! Nichts hat mir im Leben so wehe gethan, als daß er davon gegangen ist; nichts! nichts! Es hat mir in der Zeit viel wehe gethan, lieber alter Herr! Wenn ich bedenke, was mir alles begegnet ist seit dem Frieden, so.... so... Sie haben unbarmherzig auf mich losgeschlagen. Huber ging davon, als ich das Lieutenants-Patent für ihn in der Tasche hatte, den Tag, da ich Brüderschaft mit ihm trinken wollte. Seelen-Brüder waren wir schon lange gewesen. Das Fräu-

lein Schlenz — Nun, da hat's der Teufel heraus! — habe ich nicht das Mädchen geliebt, wie den Augapfel im Kopfe? und für meine Liebe hat sie mich zum Narren, und lockt mich — alle Wetter! Herr! — lockt mich, als wäre ich ein Sperling in der Brutzeit. Freund und Geliebte! Und für alle meine Dienste — denn ich habe es mir sauer werden lassen — lachen sie mich aus. Alle Teufel! ich will mich einschließen in mein Schloß, und weder Freund noch Feind sehen."

Der Rektor erstaunte, als er von einem Liebeshandel des Obristlieutenants hörte, von dem er gar nichts gemerkt hatte.

Falk erzählte ihm. Ei, Ei! lieber Herr Obristlieutenant! Wer hat Sie denn gelehrt, hinter die Schliche der Weiber zu kommen?

„Wer? Nun, lieber Rektor, ich habe ja seit dem Frieden Tag für Tag mein Buch gelesen, und ganz andre Bücher, als Ihr Tacitus und so weiter. Den Büchern habe ich es zu verdanken, daß ich den Kopf aus

der Schlinge zog; und recht höflich, Herr Rektor. Ich habe ihr nicht ein böses Wort gesagt. Aber das bleibt unter uns; denn meine Leute dürfen nicht wissen, daß ich mir mit der Liebe zu thun gemacht habe.

---

## Wenzel Falks von Falkenstein erste Ritterthat.

Falk zog nicht in die Welt hinein, wie ein Kammerherr, der in seinem Wagen sitzt und sich um nichts bekümmert. Er zog, nach Husaren=Art, ordentlich in Märschen. Ein Mann ritt eine halbe Stunde voraus, um sich nach den Wegen zu erkundigen, damit die nachkommende Colonne nicht aufgehalten würde, und besorgte Quartier, Lebensmittel, Stallung. Dann kam Falk selbst an der Spitze von vier Mann. Hierauf folgten die Wagen, und hinten schlossen zwei Mann, alle völlig bewaffnet. Die Reitpferde gingen gekoppelt an beiden Seiten der Wagen. Sechs große Englische Dog=

gen hatten allein die Freiheit zu laufen, wo sie wollten, weil Falk sie nicht in Ordnung zu halten wußte; und „ein treues Thier muß man nie in Fesseln legen," sagte er, „so wenig, wie einen Menschen."

So hatte der Zug schon vier Tagemärsche gemacht. Eines Morgens kam die vorausgesprengte Patrulle zurück, und rapportirte, daß man in zehn Minuten an eine Chaussee käme, die so ausgefahren und so voller Steine wäre, daß es kaum möglich seyn würde, sie zu passiren. Es giebt eine andere Straße, fuhr der Husar fort, die so eben ist, wie meine Hand, Herr Obristlieutenant; aber die ist mit einem Schlagbaum versperrt.

„Das Donnerwetter!" rief Falk: „wer hat das Recht, die Landstraßen zu sperren? Wer hat den Schlüssel dazu?"

Ein Förster, der im Walde wohnt. Ich bin da gewesen, und habe offne Straße verlangt mit geziemenden Worten; (es war der Husar mit den Ritterbüchern) der Mensch lachte mich aber aus.

Falken glänzte das Auge, als er eine Floskel aus den Ritterbüchern hörte. Er übersah seinen Zug, der etwas Ritterliches hatte, mit Vergnügen. „Reit wieder hin, und sage dem Menschen: ich verlange freie Straße, sonst nichts. In einer Viertelstunde wären wir am Schlagbaume; fände ich ihn nicht offen, so würde ich Gewalt brauchen."

Der Husar sprengte davon, und Falk befahl, Halt zu machen. Während dessen kamen noch einige Frachtfuhrleute mit ihren Karren. Sie sahen den Zug neugierig an, hörten, und blieben halten, um, wenn es glückte, den gesperrten Weg, der nicht allein besser, sondern auch näher war, zu fahren.

Der Husar kam zurück, und brachte ein entscheidendes Nein von dem Förster. „Vorwärts! Marsch!" rief Falk, und dahin ging es auf den Schlagbaum zu. Der Wagen kam langsam nach. Aber am Schlagbaume stand der Förster mit einem Dutzend Bauern: er selbst mit einer Büch-

se, die Bauern mit Sensen und Heugabeln bewaffnet.

Der Obristlieutenant ritt an den Schlagbaum, und verlangte höflich, man sollte ihn öffnen. Die Bauern, die ein halbes Dutzend schnurbärtiger Husaren sahen, zogen die Hüte; der Förster aber erklärte gerade zu; er werde nicht öffnen. Falk zog sich zurück, und der Förster lachte. Da zog Falk seinen Säbel. „Ihr hauet flach, wenn es nöthig ist! — Platz!" rief er den Bauern zu. „Platz, wer sein Leben lieb hat!" und so sprengte er heran mit seinen sieben Leuten. Die Bauern wichen, und fielen vor Schrecken über einander zu Boden, da sie die Husaren alle über den Schlagbaum weg setzen sahen.

Der Förster war umringt. Man foderte die Schlüssel. Er hatte sie nicht. Ein Husar riß einem Bauer seine Hacke aus der Hand, und der Schlagbaum wurde zerschlagen. Die Wagen rückten heran, und Falk zog ruhig ein. Der Rektor im Wagen war vor Angst ganz bleich geworden.

Man zog vorsichtig weiter, und zwei Husaren machten die Avantgarde; denn der Förster war mit sehr eiligen Schritten davon gegangen. Nach einer halben Stunde zog sich die Avantgarde zurück, und rapportirte: wahrscheinlich näherten sich Feinde.

Eine Menge Jäger und Bauern standen am Wege, der nach einem Dorfe und einem Edelhofe führte.

„Wie viel?"

Es können wohl hundert seyn. Jetzt stieg der Rektor eilig aus dem Wagen.

„Warum bleiben Sie nicht sitzen, lieber Rektor?"

Ei, ei! erwiederte dieser zitternd: propinquo summae rei discrimine! Das kann ein blutiger Handel werden, lieber Herr Obristlieutenant! Ich wollte, daß ich weit davon wäre! Wenn es etwa an's Retiriren geht, so haben sie mich gewiß.

„Bauern, lieber Freund?"

Ja, ich habe auch von Jägern gehört, mit Büchsen. —

Der alte Mann wollte sich die Idee

des Retirirens nicht aus dem Kopfe reden lassen; so bat ihn denn der Major, sich auf sein sanftestes Pferd zu setzen, das der Rektor wohl schon sonst zuweilen, um der Bewegung willen, geritten hatte.

In der Angst bestieg der Rektor, ohne weiter zu überlegen, das Pferd, und hielt zitternd unter den Husaren. Die Hunde sprangen lustig um den alten Mann her, ihren alten freundlichen Wohlthäter, der seinen besten Bissen mit ihnen theilte. Er wollte sich im Sattel zurecht rücken, stieß aber dabei das Pferd ein wenig hart in die Seite; und — dahin ging es vorwärts in fliegendem Galopp, der noch immer stärker wurde, weil der Reiter sich mit beiden Fersen dicht an die Seiten des Pferdes drückte, und die sechs Hunde mit lautem Bellen ihm folgten.

Falk gerieth, als er auf einmal den schwarzen Mann, mit dem großen Hute und den langen weißen Manschetten, davon fliegen sah, so in Schrecken, daß er die Besinnung verlor, und das Commando ver=

gaß. Erst nach einer Minute rief er, mit zärtlicher Sorge für seinen Freund: Marsch! Mit gezücktem Säbel flogen nun alle dem Rektor nach, und sahen in der Ferne das lächerlichste Schauspiel; denn als der Rektor mit seinen sechs bellenden Doggen in diesem schnaubenden Galopp daher gesprengt kam, nahm der ganze Haufe von Bauern und Jägern, die den Weg besetzt hatten, mit lautem Geschrei die Flucht. Der Sieg war ohne Schwertstreich erfochten: der Rektor sprengte in's Dorf, und wäre hinten wieder hinaus geritten, wenn ihn nicht ein Husár eingeholt und sein Pferd aufgehalten hätte. Falk kam heran, und reichte dem Rektor, der todtenbleich war, die Hand. „Ei der Teufel, lieber Freund! Sie können erschrecklich galoppiren! Sie sind doch gesund?“ Der Rektor stieg ab, und zwar fast über den Kopf des Pferdes.

Die Husaren kicherten ein wenig; Falk sah ernst umher. Das ist ein Satan von Pferde! sagte der Rektor. Nein, nein! ich will zu Fuß bleiben. Da kann ich eher

entkommen. Ich dächte überhaupt, wir ritten zurück; der Haufe Bauern und Jäger, lieber Herr Obristwachtmeister! Bedenken Sie doch!

„Sehen Sie sich doch um, lieber Rektor! Wir haben ja das Dorf erobert. Sie haben ja den Feind in die Flucht gejagt.“ Der Rektor sah sich um, und war mitten im Dorfe, über dessen Zäune nur einige Köpfe furchtsam hervorguckten.

Die Wagen folgten nach, und man wollte schon wieder hinaus; da kam ein junger Mensch auf den Obristlieutenant zu geritten, und nahm den Hut ab. Der Herr dieses Dorfes läßt Sie fragen, mein Herr, warum Sie mitten im Frieden wehrlose Leute überfallen.

„Weil der Herr des Dorfes mitten im Frieden seine Wege nicht bessern läßt, und die guten Wege sperrt. Wehrlose Leute? Wir haben unsere Säbel; Ihre Leute hatten Büchsen. Der schwarze Herr da, vor dem sie liefen, war wehrlos.“

Das Auge des jungen Menschen fing

an zu blitzen. Es mag so gut seyn! Sie werden hoffentlich die Güte haben, mir Ihren Namen zu sagen.

„Die Güte? die Güte? Herr, ich verschlösse keinen Weg, besonders wenn er gut wäre; aber hätte ich einen verschlossen, so würde ich anders mit Ihnen reden. Uebrigens heiße ich Wenzel Falk von Falkenstein, Baron, Obristlieutenant außer Dienst.“ Auf einmal verschwand der junge Mensch eben so schnell, wie vorher der Rektor, im vollsten Galopp.

„Es geht mehr Menschen so, Herr Rektor, wie Ihnen. Laßt die Wagen langsam hinaus fahren. Wir müssen hier doch abwarten, ob der Herr des Ortes mir noch etwas anderes zu sagen hat, als von Güte und so weiter.“

Auf einmal rief eine laute Stimme: Wenzel! Wenzel! Bruder! und ein Mann, rund und wohl genährt, mit einem reich gestickten scharlachenen Rock, über den ein Ordensband hing, stürzte mit ausgebreiteten Armen herbei. Wenzel! Wenzel! kennst

du deinen Bruder nicht mehr? Was machst du für Streiche? hau'st mir meine Leute zusammen! Allerbester Bruder Wenzel!

„Alis" — Aloysius hieß der Bruder — „Alis!" rief Falk erblassend: „liebster Alis!" Er warf sich vom Pferde, um schneller in seine Arme zu kommen, hielt den Bruder lange an seiner Brust, und es brachen Thränen aus seinen Augen. Nun erblaßte er, legte seine Hand an die Stirn, und sagte mit schmerzlichen Tönen: „Vergebe es mir Gott, Bruder! Ich weiß von dir nicht so viel, als von einem Rekruten, den ich erst vier und zwanzig Stunden habe. Vergebe es mir Gott! vergieb es mir auch! Wo in aller Welt bin ich denn?"

Mein Gott! sieh dich doch um! Kennst du denn das Dorf nicht mehr?

„Bei meiner Seele! nein, Bruder Alis." Er sah rings umher, und schüttelte den Kopf einmal nach dem andern.

Alis führte ihn ein Paar Schritte weiter. Kennst du den Kirchthurm nicht?

„Ja, Gott soll mir helfen, wir sind in Steinau!" Aber das sagte er mit einem tiefen Seufzer. „Wie viele Kinder hast du, Alis? Gott vergebe mir, daß ich die Frage thun muß!"

Viere. Das war der älteste, den ich dir schickte.

„O, so laß uns gehen, daß ich sie herzen, küssen und drücken kann!"

Lieber Bruder, verzieh noch ein wenig; sie machen zu Hause erst einige Anstalten, dich zu empfangen.

„Alle Welt, Bruder! Anstalten? Laß mich deine Kinder sehen!" Er zog ihn mit Gewalt fort. „Die Wagen sollen umkehren; wir bleiben hier!"

Alis zögerte, so viel es sich bei Wenzels Eil thun lassen wollte. Dieser trat nun bald in einen hohen Thorweg, und vor ihm lag ein prachtvolles Gebäude. Die Dame des Hauses stand auf der hohen Vortreppe, und kommandirte von da herab einen Haufen Bauern und Bedienten, eine Ehrenpforte, die mitten auf dem

Hofe

Hofe stand, mit Tannenreisern zu behängen. So sah sie den Schwager, der durch die kleine Pforte eingetreten war, nicht eher, als bis sie in seinen Armen lag.

Herr Obristlieutenant, sagte sie mit einer tiefen Verbeugung: nur noch ein Viertelstündchen hätte ich gewünscht.

„Gott vergebe mir, daß ich seit zwanzig Jahren eine Schwester habe, und sie noch nicht kenne!" sagte Falk, sie herzlich küssend. „Wo sind Ihre Kinder, Frau Schwester?"

Sie werden gleich erscheinen, lieber Herr Obristlieutenant; erst werden sie nur angezogen.

„Nicht eine Minute mehr!" Er lief in's Haus, und fragte: „wo sind die Kinder?" Ein Bedienter zeigte ihm mit großer Ehrfurcht eine Thür; er stürzte hinein und fand zwei Mädchen, eins von sechzehn und eins von vierzehn Jahren, die eben geschnürt wurden. Ohne darauf Acht zu haben, daß sie Beide in der bloßen Schnürbrust da standen, nahm er sie, eins

nach dem andern, in die Arme, und drückte sie an seine Brust. „O Teufel und Wetter!“ rief er: „da muß ich fragen, wie sie heißen, meines Bruders Kinder! Wie heißt Ihr, Mädchen?“ Bertha die eine; die andere Agnes!

„Alle Welt! Bruder, ein Paar schöne Namen!“ Er faßte ihre Hände, und betrachtete sie mit freundlichen Blicken. „Du bist das Bild meiner alten Mutter, Bertha! Sie war eine fromme Hausfrau! O, könnte ich sie noch einmal sehen, noch einmal hören, wie sie mich Wenzel nannte, guter Wenzel! Es möchte meine letzte Stunde seyn.“

Die beiden Mädchen errötheten, ohne ein Wort zu sagen. Sie lächelten nur, daß der Oheim ein so freundlicher Mann war, und weinten, weil er weinte. „Wo sind Eure Brüder?“ Sie wurden gerufen und nun gab es eine Wiederholung der vorigen Scene.

„O, seht, Kinder! hätte ich doch bald die Hände vergessen! Ich habe Euch nichts

mitgebracht, gar nichts; aber Ihr behaltet es zu gut!"

Die Mutter zog den Schwager aus dem Zimmer, und sagte ihm in's Ohr, daß die Mädchen gar nicht so angezogen wären...

„Alle Teufel! das ist wahr! Das seh' ich erst jetzt." Geschwind ging er mit seiner Schwägerin hinaus.

„Ah, da kommen meine Leute!" Er trat mit seinem Bruder und seiner Schwägerin auf die Vortreppe des Hauses. Die Frau Oberkammerherrin sah mit großen, aber nicht unzufriedenen Augen den langen Zug. Die Husaren machten Front seitwärts; dann folgte der Wagen mit dem Rektor. Bruder, fragte Alis leise, als der Rektor ausstieg: wer ist das? Der Mann hat den Teufel im Leibe; er hat uns Alle in die Flucht geschlagen.

„Mein Freund, ein braver Mann, der Herr Rektor Huber."

Der Rektor kam die Treppe herauf, und wurde gütig empfangen, obgleich die

Dame gar nicht begreifen konnte, wie ihr Schwager zu einem Freunde kam, der nur ein Rektor war. Was ist er denn eigentlich, lieber Schwager? fragte sie.

„Ein abgesetzter Rektor. Mir ist es nicht viel besser gegangen; bin auch fast eben so verabschiedet. Es war Zeit, daß ich ging." Hier runzelte die Dame zum ersten Mal ein wenig die Stirn; denn die Domestiken standen umher. Der Rektor bekam eine ganz kleine Verbeugung; Wenzel drückte ihm herzlich die Hand.

Endlich kam alles in Ruhe. Die Leute wurden vertheilt; Wenzel machte die Ronde, und fand den Rektor ein wenig schlecht logirt. „Nun, es ist ein Uebergang," sagte er.

Während der Zeit sagte die Dame mit Kopfschütteln: seltsam! recht seltsam! Sieben Husaren, und ein Rektor ihr Anführer, wie du sagst? Und ein abgesetzter? Und auch dein Bruder, so, so, wie er sagt, verabschiedet! Lieber Mann! ich wollte, wir wüßten erst, wie das zusammenhängt.

Das werden wir hören; denn mein Bruder hält nicht hinter dem Berge.

Ob ich den alten Mann mit an die Tafel nehme? Zwar, er fährt mit einem Postzuge, der nicht schöner seyn kann. Ich will mich erkundigen. — Sie fragte einen Husaren, der zur Ordonanz im Hause stand. Die Dame hörte nun von dem Husaren die Begebenheiten erzählen. Der Rektor war des Obristlieutenants Freund und Augapfel: abgesetzt, weil er allerlei von dem Fürsten gesagt oder gar geschrieben, was denn der Fürst übelgenommen hatte.

Die Dame schüttelte den Kopf, und konnte sich nicht recht daraus vernehmen; der Rektor kam indeß mit an die Tafel, zwischen Sekretär und Hofmeister.

Nach Tische stand Falk am Fenster. „Ich kann mich hier noch nicht recht finden. Das alte Haus hätte ich nicht weggerissen, Alis."

Es war altfränkisch, Herr Bruder.

„Hätt' es doch nicht gethan. Ich wäre gewiß nicht im Stande gewesen, die Stube

wegzureißen, worin unsre Mutter ihren Todeskampf kämpfte, sich und ihre Angst vergaß, und für ihre beiden Söhne betete. O, wie hätte ich das gekonnt! Ja, ja, das Haus ist schön; aber Bruder, es muß sich schämen, unter verfallenen Hütten zu stehen. Meines seligen Vaters Haus war klein; doch die Hütten seiner Unterthanen waren ganz, und aus den Fenstern sahen freundliche Gesichter hervor. Alle Teufel! Ich kannte ja meinen Geburtsort nicht wieder."

Hier machte die Frau Oberkammerherrin ein saures Gesicht. Wenzel fuhr fort: „Ich sehe das immer noch so an, als meins. (Noch saurer.) „Denn mit meinem Heirathen ist es vorbei!" (Die Dame schlug züchtig die Augen nieder.) Ich habe in den Feldzügen verlernt mit Damen umzugehen; und so fällt einmal alles an deine Kinder, Bruder." Goldne Worte, die, wie Sonnenschein, das Gesicht der Schwägerin erheiterten!

Falk unterdrückte, was er noch sagen wollte. „Ich muß doch einmal die Ronde durch das Dorf machen.“ Seine Schwägerin ließ sich nicht abhalten, ihn zu begleiten, so sehr er sich auch dagegen sträubte. Sie fürchtete, die Unterthanen möchten zu viel sagen, und hängte sich an seinen Arm.

Auf dem Kirchhofe ließ er sie stehen, und ging in die kleine Kapelle, wo seine Eltern ruheten.. Er blieb eine Viertelstunde darin, und kam mit nassen, aber glänzenden Augen zurück.

Die Dame hatte unterdeß die Bemerkung gemacht, daß ein Husar seinem Herrn folgte, mit unbeschreiblicher Ehrerbietung immer zwanzig Schritte hinter ihm zurück blieb, stand, wenn sein Herr stand, und weiter ging, sobald der Herr den Fuß hob. Sie fand auf einmal, daß ein Mann, der seine Leute in einer solchen Entfernung hielt, wohl so ganz übel nicht seyn könnte. Doch in demselben Augenblicke verdarb ihr Schwager alles wieder. Er ging um die Kirche, und das Schulhaus stand vor ihm.

„Lebt Heister noch?" fragte er, und pochte sogleich an das kleine Fenster.

Da kam ein alter munterer Greis in die Thür, „Alter, ehrlicher Mann," rief Wenzel mit frohen Augen: „kennst du mich noch?"

Junker Wenzel! Junker Wenzel! rief der Alte, und faßte nach seiner Säbeltasche, um sie zu küssen.

„Die Tasche, Alter?" rief er in einem zärtlichen Zorne. „Der Teufel! Alter, was geht die Tasche dich an? Meinen Mund hast du lesen gelehrt, und mein Herz Gott fürchten, alter ehrlicher Mann!" Mit diesen Worten nahm er den Greis in seine Arme, und küßte ihn herzlich. (Der ganze Kirchhof war voll Bauern, die alle gehört hatten, daß Junker Wenzel wieder da wäre.)

„Sieh, Heister! wenn's blaue Bohnen wie Schneeflocken um mich her regnete — daß ich furchtlos da stand, als Junker, als Rittmeister, als Major, und sagen konnte: wie Gott will! das dank' ich Dir, alter

Vater. Ich habe die zehn Gebote gehalten, Heister, und es hat mir wohlgethan. Komm, ich muß noch einen Blick in Dein enges Stübchen thun, wo ich mein A B C lernte. Das hat am wenigsten geholfen, bis seit dem letzten Frieden, Gott Lob!"

Er ging in das Häuschen, und zog die Thür hinter sich zu, damit er dem alten Manne unter vier Augen eine volle Börse in die Hand drücken konnte. Als er aus dem Hause zurückkam, hielt er den Arm vor die Augen: seine Brust hob sich gewaltig unter der süßen Last der Erinnerung und der wieder erwachten Liebe.

Die Dame stand auf Kohlen. „Sie sehen, liebe Frau Schwägerin, das fällt so alles auf einmal über mich her, wie ein Ueberfall aus einem Thale. Alle Wetter, mein Herz geht mir über!" Er näherte sich den Bauern. Sie zogen die Hüte, er seine Mütze. „Laßt sehen, Kinderchen, wen von euch kenne ich noch?" Er nannte sogleich sechs oder sieben Alte, schüttelte je=

dem die Hand, und fragte nach seinen Spielkameraden. Alle traten hervor, und waren jetzt Hausväter. Er sagte ihnen: „ich muß eure Kinder sehen; aber nicht jetzt: denn nehmt es mir nicht übel — ich bin so schwach geworden wie ein Kind." Er ging schnell nach Hause.

Die Dame schüttelte wohl zehnmal den Kopf über den seltsamen Schwager, der sie da mitten auf dem Kirchhofe stehen ließ. Sie traf ihn zu Hause, wie er ihrem Manne Vorwürfe darüber machte, daß das Schulhaus noch nicht gebauet war.

Na, sagte der Oberkammerherr, komm du nur erst nach Falkenstein, da sollst du erst dein Wunder sehen! Das sind hier Palläste gegen die Häuser deiner Unterthanen. Seit des Oheims Tode haben sie da nach Belieben gewirthschaftet. Du warst im Felde, konntest dich um nichts bekümmern; und so ging alles drunter und drüber.

Wenzel faltete die Hände bei dieser

Nachricht. „Ich habe Unrecht, Bruder; doch deshalb hast du noch nicht Recht! Denn die verfallenen Hütten, die ich gesehen habe, stehen noch vor meiner Seele. Aber ich habe mich noch weniger darum bekümmert, wie es meinen Leuten ging. Ach, tausendmal hat mir mein alter braver Rektor gesagt: Wofür sind Sie denn Herr der armen Leute? Sieh! so lieb der alte Mann mich auch hat, so konnte er doch recht feindlich böse auf mich werden."

Ein Mann, den Sie ernähren? fragte die Schwägerin.

Wenzel sah sie groß an. „Wie meinen Sie das? Ernähren! Ist er darum mein Hund, weil er mein Brot ißt? Ich erhalte ihn; aber der Mann hat mehr um mich verdient, als ich um ihn. Glauben Sie mir!"

Seitdem sein Bruder ihm gesagt hatte: bei dir ist es noch schlimmer! ließ Falk sich nicht länger halten. „Mich ärgert nur, daß sie von meiner Ankunft wissen. Nun werden sie wohl ein wenig aufputzen; denn

mein Förster ist Husar gewesen, der kennt mich!"

Noch einen Tag gab er zu; dann aber brach er auf. Doch versprach er seinem Bruder, bald wieder zu kommen.

## Wenzel kommt zu Hause.

Als sie Steinau hinter sich hatten, ritt Wenzel sogleich an die Seite des Wagens. „Glauben Sie wohl, daß mir das Herz ordentlich schlägt, wie einem armen Sünder? Noch schlimmer! Guter Gott, und dem alten Schulmeister regnete es durch das Dach. Daß sich Gott erbarme! Aber gnade Gott, wenn es Spitzbübereien sind, und ich dahinter komme!" —

„Jetzt danke ich Gott," fing er nach einigen Seufzern wieder an, „daß ich Sie bei mir habe, lieber Rektor. Sie sollen mir helfen. Hier hebe ich meine Hand zu Gott auf, lieber ehrlicher Mann, eine Hand, die noch keine Sünde gethan hat — zuge-

lassen, das muß ich jetzt gestehen; aber ich schwöre, nicht eher einen ruhigen Augenblick zu haben, als bis alle meine Leute satt und zufrieden sind: Burschen, laßt uns ein Weilchen traben! wir kommen sonst vor Michaelis nicht hin!"

Aber es waren noch drei Tagereisen zu machen. Falks Ungeduld wuchs mit jeder Viertelstunde, und er nahm allerlei vor, sich die Zeit zu verkürzen. Endlich rief er in dem bittersten Unmuth zu dem Wagen hinein: „Jetzt weiß ich, was ein Mensch ist, Rektor! Ich konnte es immer nicht recht begreifen, wenn Sie sagten: Gott hat nicht Fleisch und Blut, nicht Arm, nicht Körper. Jetzt weiß ich, daß der Allmächtige nichts von uns hat, als den bloßen Willen. Ich habe vier Beine unter mir, und kann nicht fort; ich habe zwei Arme, und sie reichen nicht hin. Was allein hinreicht, ist mein Wille." — Er ritt traurig weiter.

Endlich kamen sie in die Nähe von Falkenstein; ein Bauer zeigte ihnen den

Thurm des Dorfes. „Nun, Kinderchen, laßt uns in Gottes Namen traben!" Alles setzte sich in Ordnung. Auf einer Anhöhe hielt ein Bursche zu Pferde. Sobald dieser den ersten Husaren sah, fragte er, ob da der Obristlieutenant Falk käme; und als er ein Ja zur Antwort erhielt, verschwand er.

An der Grenze des Gutes hielt ein Trupp Leute zu Pferde. Sobald Falk heranzog, schallten ihm Hörner entgegen; der Trupp, soldatisch gekleidet, kam in Ordnung, mit dem ehemaligen Kammerdiener und jetzigen Förster an der Spitze, heran, und empfing den Herrn des Gutes.

Der Förster wußte sehr wohl, wie sein Herr anzugreifen war. Falk lächelte, betrachtete die Pferde mit den rothen Schabracken, wozu man eine Tuchtapete aus dem Eßsaale verbraucht hatte. Es waren die Jäger und Bedienten des verstorbenen Oheims, die alle, jeder mit seinem vollen Gehalt, auf dem Schlosse wohnten.

Keiner von dem Trupp nahm den Hut

ab; alle salutirten bloß mit den Jagdmessern, die sie zogen. Dann setzten sie sich an die Spitze, und ritten schweigend den Weg weiter. Falk dachte nicht mehr an die Häuser im Dorfe.

Auf einmal läuteten die Glocken, und Falk kam unter eine Ehrenpforte von Tannenreisern. Am Eingange des Dorfes fand er alle Bauern mit Flinten bewaffnet, in ihren Sonntagskleidern, in einer Reihe, sehr gut gerichtet. Falk sprengte die Linie hinunter, hielt vor der Mitte, zog seine Mütze ab, und sagte lächelnd: „ich grüße Euch, meine Kinder, mit einem Vaterherzen." Keine Stimme antwortete. Alle schlossen sich an die Cavallerie mit großer Ordnung, die Falk bewunderte, und wozu der Förster sie seit acht Tagen unermüdet abgerichtet hatte. Falk folgte ihnen, mit seinen Husaren hinter sich.

In der Mitte des Dorfes empfing ihn die Schule mit Gesang, und sein Gesicht wurde immer freundlicher. Dann ritt er durch zwei Reihen Bauermädchen, welche

ihm

ihm Blumen streuten. Er sah vorwärts; und vor seinem erstaunten Blicke stand das Schloß, ein uraltes Gebäude, mit Graben und Mauern umgeben, auf denen Thürme und Wachhäuserchen standen. Dieser Anblick versetzte den Entzückten auf einmal mitten in die Ritterzeiten. Da tönten von dem höchsten Schloßthurme Trompeten; und sie hielten vor der aufgezogenen Zugbrücke. Wer da? rief eine Stimme. Der Förster zog den Hut, und rief: unser Herr, Wenzel Falk von Falkenstein. Da ließ sich die Brücke herab, die Thore öffneten sich, und Falk zog freudig ein, fast mit Thränen in den Augen.

Auf dem Hofe standen der Amtmann, die Verwalter, und noch einige Officianten, die sich alle tief verbeugten. Falk stieg ab. Er legte, zum Zeichen der höchsten Dankbarkeit, dem Förster die Hand auf die Schulter, zog den Hut, grüßte die Officianten, sagte ein Paar Worte, und näherte sich nun der hohen Treppe vor dem Hause, auf welcher oben zwei Damen standen. Die

ältere, ein wenig lächerlich geputzt, empfing ihn mit den Worten: Ich freue mich, endlich meinen gnädigen Cousin kennen zu lernen.

„Ach, Tante Renate!" sagte Falk recht freudig: „seyn Sie herzlich gegrüßt! Ich kenne Sie zwar noch nicht, liebe Tante."

Cousine, Herr Vetter, Cousine! sagte sie, den Kopf hin und her drehend. „Aber wer ist denn das?" fragte Falk, auf ein junges Mädchen von siebzehn Jahren sehend, welches in einem sehr einfachen Anzuge furchtsam hinter der Tante stand. Das blonde Haar hatte sie schlicht über die Scheitel gekämmt, und hinten in einen Knoten geschlagen; das Kleid ging hoch auf die Schultern; ein weißes schlichtes Tuch verhüllte den ganzen Hals: also ein Anzug, wie ihn der Obristlieutenant seit seiner Begebenheit mit dem Fräulein von Schlenz an dem ganzen weiblichen Geschlechte gern gesehen hätte.

„Wer ist das?" fragte er; und das junge Mädchen beugte sich, mit Thränen

in den Augen, tief und griff nach des Husaren Tasche, um sie zu küssen. Er schlug die Tasche zurück, und nahm das Mädchen in beide Arme. Ein Fräulein Falk, sagte Renate: ohne Eltern. Sie hat ihre Zuflucht zu mir genommen. Ich hoffe, Herr Vetter, Sie werden sie nicht verstoßen.

Da schluchzte das Mädchen gewaltig, und brachte nichts hervor als die Worte: o, mein gnädiger Herr Oheim!

Cousine! nur Cousine, Klaudie! Wir sind in gleichem Grade mit Ihnen verwandt, Sie freilich im sechsten Gliede.

„Und wäre es erst im tausendsten! Du hast den Namen Falk, mein Kind. Und hättest du auch einen andern Namen, so wollte ich dich doch sanft an meine Brust nehmen, und dich Tochter nennen."

Ihr Vater war ein braver Husar, Cousin; er blieb vor sechzehn Jahren auf dem Felde der Ehre. Sie hat ihn nicht gekannt.

„Husar? Husar?" rief Falk, und nahm die blasse Kleine noch einmal in seine

Arme. „Er blieb? Guter Gott! tausendmal meine Tochter, Klaudie!"

Er ging in sein Zimmer. Klaudie blieb auf der Hausflur stehen, hob die schönen blauen Augen gen Himmel, faltete die Hände, und sah aus wie die Göttin der Freude. Dann ging sie hinten in den finstern Gang, nach ihrem Zimmerchen, einem dunklen Orte mit einem vergitterten Fenster, und rief: „o, wie gut ist er! O, wie habe ich gezittert!"

Falk war sehr feierlich aufgenommen; aber auch der Rektor, als der ausstieg und der Förster ihn Herr Rektor nannte, wurde von allen Seiten mit sehr tiefen Verbeugungen gegrüßt, und Jeder beeiferte sich, ihn die Treppe hinan zu führen. Der alte freundliche Mann, dem noch in seinem Alter solche Ehre widerfuhr, bückte sich nach allen Seiten, und fühlte sich unbeschreiblich glücklich.

Er wußte nicht, daß, sobald er in das Zimmer gegangen war, der Förster hinter ihm sagte: das ist der Spitzbube, ein alter

Zauberer, glauben Sie mir, ein Spion, der dem Herrn einen Liebestrank gegeben hat! Ich danke nur Gott, daß sein Sohn nicht da ist, der abscheuliche Bursche! Sie können leicht denken, meine Herren, welch ein Mensch! ein Deserteur! Und der Herr hatte den Lieutenant für ihn in der Tasche. Nun, der Herr ist hier; jetzt heißt es: aufgepaßt! nicht geschmeichelt, nicht gekrochen! Aber die Augen müssen wir überall haben; Klagen dürfen nicht einlaufen. Wer ihn nur hieher gebracht haben mag! Ich glaube, der alte schwarze Spitzbube! — Die Bande ging besorgt aus einander.

## Falk macht die Ronde.

Welches Zimmer wollen der Herr Vetter bewohnen? fragte Fräulein Renate mit einem großen Bunde Schlüssel in der Hand.

Falk ging hinaus, winkte dem Husaren mit den Ritterbüchern, und stieg mit ihm zu allererst auf die Mauern, die Thürme, sah durch jede Schießscharte, und ging in jedes Wachthaus. „Sieh, Georg!" sagte er dann: „das ist so eine Burg, wie sie in unseren Büchern beschrieben sind. Sieh! Dort kommen die Reisigen herauf, mit dem Banner voran. Ich wollte, daß ich einen Zwerg hätte, der von der Warte blasen könnte, wenn Jemand käme, ob ich gleich sonst die Zwerge nicht leiden kann. Wir

wollen hier auf dem Thurme doch eine Fahne ausstecken, mit meinem Wapen. Georg, hörst du? Sieh, das ist ein Schloß! Zehn solche, wie mein Bruder eins hat, gäbe ich dafür hin."

Fräulein Renate kreuzte sich, als sie den Vetter auf den Thürmen herum klettern sah. Endlich kam er zurück, mit Freude in den schimmernden Augen. Wollen der Herr Vetter sich ihre Zimmer aussuchen? fragte sie wieder, ihr Bund Schlüssel bewegend.

Er ging mit ihr die schöne Treppe hinauf, und trat in eine Reihe der schönsten Zimmer, die nur dadurch, daß sie so lange nicht bewohnt gewesen waren, etwas gelitten hatten. Zuerst suchte er zwei Zimmer für den Rektor und dessen Bibliothek aus; und in ihrer Nähe wählte er dann eins für sich. Die geschmackvollen Dekorationen der Zimmer in der alten Ritterburg erregten seine Bewunderung. „Was giebt es da?" fragte er.

Die alte Rüstkammer, gnädiger Herr Vetter.

„Schließen Sie auf!“

Falk erstaunte vor freudigem Schrecken, als er in ein großes Gewölbe mit Gothischen Fenstern trat. Hier hatte er die Kupferstiche in seinen Ritterbüchern lebendig vor sich. Unter der Decke waren Hirschgeweihe angenagelt, an denen allerlei Hausgeräthe hingen; an den Wänden standen ganze Ritterrüstungen, welche Fräulein Renate gebrauchte, um Flachs darauf zu hängen; im Winkel standen Lanzen, und lange Degen mit dem Kreuz, zwischen altem Gerümpel.

„Alle Teufel!“ rief Falk; „wer haus't hier so toll?“ Er rannte die Treppe hinunter, und rief: „Husaren!“ So wie sie kamen, gab er ihnen Befehl, sogleich die Gewölbe in Stand zu setzen, die Rüstungen vom Staube und Rost zu reinigen, und alles ordentlich aufzustellen. Renate rief die Mädchen, ließ fegen, scheuern und den Flachs herunter bringen. Nach einigen Stunden war Falk mit seinen Ritterrüstungen und seinem Georg allein.

Er verriegelte die Thür, und hob an: „Höre Georg! . . . Diese Rüstung" — er nahm einen Harnisch in die Hand — „das ist ein anderes als das Ding, das ich auf der Maskerade an hatte."

Nach vielem Hin- und Her-Reden, legte Falk ein Stück nach dem andern an, setzte einen Helm auf, ließ das Visir nieder, nahm eine Lanze in die Hand, und bedauerte es sehr, daß kein Spiegel da war.

Georg mußte eine Rüstung anlegen, und Falk betrachtete ihn mit großer Freude. „Aber geschwiegen, Georg!" sagte er, als sie wieder hinunter gingen. Nun wurde Fräulein Renate gerufen. Sie führte ihn durch das ganze Schloß, und dann zuletzt auf ihr Zimmer. Hier faßte sie seine Hand: Das ist mein kleines Stübchen, gnädiger Herr Vetter. Sie werden es, hoffe ich, bei dem Alten lassen. Ich habe den Oheim gepflegt, bis an seinen Tod. Sie kennen mich nicht. Ich hoffe aber zu Gott, Sie werden eine nahe Verwandte nicht schlech-

ter halten, als Ihr seliger Oheim es noch auf dem Todbette versprach.

Die arme Renate war in großer Furcht vor dem Vetter Wenzel; denn der Förster hatte erklärt: er könne durchaus kein Frauenzimmer leiden. So erhielt er, der nimmermehr glaubte, daß Wenzel je den Abschied nehmen könnte, die Cousine von sich abhängig; und so wußte Wenzel gar nichts von seiner Verwandten, als ihren Namen.

Renatens Worte rührten ihn. „Liebe Cousine, sagte er, und küßte ihre Hand, die seinen Oheim gepflegt hatte: „ich müßte ja ein Unmensch seyn, wenn ich Ihnen nur im Geringsten in den Weg treten wollte! Wer bin ich denn? Guter Gott! wenn des Oheims Söhne noch lebten, so wäre ich nichts als ein Husar. Sie sollen wahrhaftig glücklich seyn, liebe gute Cousine."

Die Cousine war außer sich vor Freude, als Falk ihre Hand faßte, und der Himmel senkte sich in ihre Seele, als er die Hand

sogar küßte. Sie machte eine tiefe Verbeugung, und sah ihn darauf an, wie viel jetzt noch zu wagen wäre. Falk betrachtete sie mit wohlwollendem Mitleiden, wie er alles Unvollendete ansah. Und ein Mädchen in Renaten's Jahren, ohne Mann, nannte er: „ein halbes Ding." — Die Verwandte seines Oheims, dessen Pflegerin! Sein Mitleiden stieg mit dem Wohlwollen so schnell und so hoch, daß er sie an sich drückte.

Sie erröthete über und über; denn sie war mit dem Vetter allein, und ihre Eitelkeit machte aus der Umarmung etwas ganz Andres, als sie war. Sie trauete dem Obristlieutenant nicht ganz; doch wagte sie sich zur Probe hervor: ich habe hier bis jetzt nichts gegolten, Herr Vetter; man drohete mir immer, Sie würden mich verstoßen.

Das Wort „verstoßen" vergrößerte die Empfindung in Falks Brust. „Verstoßen?" sagte er zornig. Was! Wer sagte so? Welch ein Satan drohete so?" Aber

in dem Augenblick legte er ihr auch die Hand auf den Mund. Er fürchtete den Namen des Försters zu hören, dem er für den ritterlichen Empfang so viel schuldig war.

Er faßte ihre Hand, und führte sie auf den Saal, wo seine Leute noch alle versammelt waren. „Das Fräulein hier," redete er mit seinem Baß zwischen die Leute, „sollt ihr als die Frau vom Hause ehren! Das ist mein ernster Wille." Er nahm seine Mütze ab, und verbeugte sich tief vor dem Fräulein; natürlicher Weise verbeugten sich nun alle seine Leute ehrerbietig.

Das Fräulein wurde gute zwei Zoll lang höher. Frau vom Hause! Das Wort pflanzte auf einmal Paradiese, Feenländer und Lebensbäume in ihre Brust. Ihre Stimme wurde, aus einem unterdrückten, furchtsamen Lispeln, auf einmal ein triumphirendes Krähen. Stolz ging sie neben Falk her, ihm auch den zweiten Flügel des Schlosses zu zeigen.

„Aber in aller Welt, wo wohnt den

das Fräulein, die Tochter des braven Husaren?" fragte Falk. Renate führte ihn hinten hinaus in ein dunkles Zimmerchen mit Einem Fenster. Fräulein Klaudie sprang sogleich von ihrer Arbeit auf, und drückte sich in eine Ecke.

„Ei!" sagte Falk; „das ist zu arg! das geht nicht mehr! Und wären mir ganze Regimenter entgegen marschirt — das ist zu arg! Wer hat Sie hieher verstoßen, Fräulein Klaudie? Wer? Meine Pferde wohnen ja besser, als das Fräulein. Wer? Wer?

Hier fiel Renate mit einer Menge einzelner, abgebrochener Worte ein, und mit der vorigen Stimme. Falk hörte zu, und da er gar nichts verstand, so sagte er: „Sie sind zu gut, Fräulein Renate. Alle Teufel!" Er faßte Klaudien bei der Hand, führte sie oben hinauf, und sagte freundlich: „Suchen Sie Sich aus, Fräulein, das beste Zimmer im Hause. Gott! wenn sie so mit meinen Verwandten umgegangen sind — wie denn mit den armen hülflosen Unterthanen!" — Klaudie wollte wieder an

seine Säbeltasche fallen; er nahm sie aber aufs neue in seine Arme. Und nun wies er den Damen zwei schöne Zimmer an, nicht ganz nach Renatens Wunsche, da sie von den seinigen entfernt lagen.

Klaudie, sagte Renate, als er weggegangen war, das alles hast du mir zu danken. Hörtest du, wie der gnädige Herr Vetter sagte: Sie sind zu gut? — Klaudie drückte Renaten die Hand.

Die Officianten sahen aus allen Umständen, daß ein schweres Gewitter über ihren Köpfen aufstieg. Renate stampfte sehr hochmüthig und geradeauf gehend im Hause umher (mit ihrem Mops und ihrer Katze, die bisher Stubenarrest gehabt hatten, hinter sich), und spielte die Frau vom Hause im höchsten Tone. Nun soll es anders kommen! rief sie allen im Vorübergehen zu, und sie erregte schon eine Menge kleiner Gewitter, wobei der Donner ihrer Stimme den meisten Lärmen machte.

Klaudie saß auf ihrem Zimmer, und konnte sich nicht erholen von der Freude

über diese Veränderung ihres Zustandes. Wenn sie Falks Stimme hörte, war es ihr immer, als sollte sie vor Freude aufspringen. Sie hatte nicht das Herz, sich auf den atlassenen Sofa zu setzen, der in ihrem Zimmer stand, oder vor den großen Spiegel zu treten. Sie war noch freundlicher als vorher gegen alle Menschen.

Renate warf sich auf den Sofa, und bemerkte, daß ihr die Farbe nicht anstand. Als Frau vom Hause, sagte sie, in schönen Träumen den Kopf wiegend, gehören mir die besten Möbel. Je nun! kommt Zeit, kommt Rath! Sie sprang wieder auf, und lief hinunter zu dem Gesinde, um ihr Krähen einzuüben.

Der Tag war vorüber, und alles ging mit neuer Angst und neuen Hoffnungen zur Ruhe; nur der Förster nicht. Er saß mit Georgen an seinem Tische, bei einer Flasche Wein, der sie fleißig zusprachen. Falks ehemaliger Liebling wollte den jetzigen vernehmen.

Georg erzählte treuherzig und recht

ordentlich von dem Abschiede des Herrn. Bei der zweiten Flasche kam er auf das Fräulein von Schlenz; bei der dritten erklärte er dem Förster seines Herrn Lieblingsneigung zu den Ritterbüchern, und sprach von dem Arsenal, das sie gefunden hätten. Nichts geht dem Herrn über Ritter und Knappen, sagte er mit stammelnder Zunge. Aber gebt nur Acht! Morgen, wenn der Herr die Runde durch das Dorf macht, da wird es etwas setzen, wenn die Häuser nicht besser sind, als in Steinau. Sieh Kamerad, du bist hier Förster. Wärst du ein Grieswärtel, ein Prügelknecht, oder so etwas, oder gar ein Vehmrichter, so sagte dir der Herr nicht ein unfreundliches Wort.

Was, zum Henker! was ist das? Grieswärtel? Prügelknecht? — Der Förster holte von dem fröhlichen Husaren nach und nach alles heraus, was darauf Bezug hatte. Freilich begriff er den Husaren noch immer nicht; indeß sah er doch ein, daß er den Obristlieutenant in seiner Gewalt haben

ben würde, sobald er des Husaren Kenntnisse hätte.

Was man „das Arsenal" nannte, war ein Rittersaal gewesen; der ganze Plunder dazu lag noch auf dem Boden. Der Förster nahm alle Leute zu Hülfe; die alten Wapen der Falkensteine wurden mit Laternen zusammengesucht und auf den Saal gehängt. Man trug eine Estrade wieder hinauf, und hängte den Baldachin an seine Stelle. Ein Paar alte Fahnen wurden wieder an die Wände gesteckt, und flatterten, so oft die Thür aufging. Nichts wurde verschont: man riß die Tapeten von den Wänden, und breitete sie in dem Rittersaale aus.

Gegen Morgen krochen die Husaren jeder in eine Ritterrüstung. Georg, der seinen Herrn liebte wie seinen Augapfel, und mit der Rüstung umzugehen wußte, wurde Direktor des Schauspiels. Er trug ein Banner, und so erwartete der Förster im Vorzimmer mit Angst und Hoffnung seines Herrn Erwachen.

Falk klingelte. Der Förster ging hinein. „Wo ist Georg?" Der Förster lächelte. „Du lächelst? Du! Ich mache heut die Ronde im Dorfe; und Gott sei dir gnädig, wenn ich euch auf Spitzbüberei und Hartherzigkeiten treffe!"

Wir haben diese Nacht, antwortete der Förster, den Rittersaal in Ordnung gebracht, wenn Sie ihn sehen wollen, Herr Obristlieutenant. Ich war ja Ihr alter Knappe, Ihr Gnaden. Dies Wort hatte der listige Schelm aufgefangen, und wendete es recht gut an.

„Knappe! Knappe! Was weißt du davon! Nun, so laß doch sehen! Ich wußte nicht, was die ganze Nacht durch hämmerte." — Er ging mit dem Förster hinauf. Als er durch die Flügelthüren eintrat, riefen die Ritter: „Heil unserm Herrn, Wenzel von Falk!" und begrüßten ihn mit den Lanzen.

Falk blieb verwundert auf der Schwelle stehen, und betrachtete mit funkelnden Augen die Ritter mit den wehenden Federbü-

schen, den verschlossenen Visieren, den Saal mit seinem Baldachin, die Wapen und Fahnen an den Wänden. Er rang zwischen der Scham, daß sein geheimer Wunsch verrathen war, und zwischen der Dankbarkeit dafür, daß man den Wunsch auf einmal erfüllt hatte. „Schlagt die Visiere auf!" rief er endlich. Da erkannte er seine Husaren, und Georgen als Bannerherrn.

Der Förster mußte den Rektor und die beiden Fräulein holen. Der Rektor lächelte zufrieden; Renate schrie laut auf, als sie die Gespenster in den Rüstungen mit den eisernen Gesichtern sich bewegen sah.

„Es sind meine Husaren, Fräulein," sagte Falk sehr freundlich. Er ging umher, besah jeden Nagel, jede Armschiene, und blickte von Zeit zu Zeit mit Sehnsucht auf die Estrade. Da standen unter dem Baldachin zwei Sessel mit rothem Sammet überzogen. Er hätte sich gern nur einen Augenblick hinein gesetzt, um das Schauspiel zu vollenden; doch er schämte sich seines Wunsches. Der Rektor fing nun

an, nach dem Zwecke der Rüstung zu fragen, und Falk fühlte sich zum ersten Mal sehr glücklich, daß er ihm etwas erklären konnte. Der Rektor schüttelte ungläubig den Kopf; denn, sagte er, Sie können ja nicht einen Schritt in der Rüstung thun.

„Marsch!" rief Falk; und die Husaren thaten ein Paar schwere Tritte, daß der Saal widerhallte.

Und was ist denn das? fragte der Rektor, auf die Estrade zeigend.

„Da saß," antwortete Falk unbeschreiblich freundlich, daß man seinem Wunsche nahe kam: — „da saß der Beherrscher, wenn ihm die Ritter, welche Vasallen von ihm waren, huldigten."

Und auf dem andern Stuhle?

„Die Frau vom Hause, oder der älteste Sohn."

Bei den Worten „Frau vom Hause" betrachtete Fräulein Renate mit eben den leuchtenden Augen den Armstuhl. Das muß recht hübsch ausgesehen haben, Herr Vetter. Wir können es ja einmal probi-

ren, daß es der Herr Rektor sieht. Falk erröthete; der Förster trieb. Da ergriff Falk Renatens Hand; — denn Klaudie stand ganz hinten, und hatte nur den edlen gnädigen Vetter im Auge, nichts weiter — Er ging mit ihr auf die Estrade, und setzte sich; Renate setzte sich mit dem Stolze einer Königin neben ihn. Da rief Georg wieder seinen Spruch aus einem Ritterbuche: Heil unserm gnädigen Lehensherrn, dem Ritter Wenzel Falk von Falkenstein!" Sie riefen es alle nach. — „Heil unsrer gnädigen Frau!"

Da sprang Falk auf. „Lieben Lehenleute und Freunde! . . . Alle Wetter! ist es mir doch in diesem Augenblicke, als wäre es Ernst." Er fuhr mit der Hand über das Auge hin, sprang von der Estrade herunter, und sagte in schnellem Weggehen: „ich danke euch, Ihr Leute! Ich danke euch herzlich!"

Renate stand ungern von dem Sitze auf. Ich danke euch von Herzen! sagte auch sie. Das Schauspiel war zu Ende.

Falk ging auf sein Zimmer; er hatte nie einen heiterern Morgen gehabt, als diesen. Sein Blut wallte, seine Phantasie war in großer Bewegung. Er hörte das Blasen der Hörner, und sah sich, von seinen Knappen umgeben, ausziehen in ehrlicher Fehde, Witwen und Waisen zu Hülfe, und gedrückten Unterthanen. Der Förster trat in das Zimmer, um mit ihm die Ronde durch das Dorf zu machen.

Renate saß während der Zeit in ihrem Zimmer, und wiegte sich auf ihrem Sofa. Heil unsrer gnädigen Frau! tönte es in ihrer Seele nach. Das hat, dachte sie, den guten Menschen der Himmel eingegeben. Und warum faßte er gerade meine Hand? War doch auch Klaudie da! Warum denn gerade meine? Und sagte er nicht selbst: auf dem andern Stuhle müßte die Frau vom Hause sitzen? und hat er mir nicht die Hand geküßt?

Sie sprang auf, stieß Mops und Katze, die sonst an den schleichenden Gang ihrer Gebieterin gewöhnt waren, und nicht wi-

chen, mit dem Fuße aus dem Wege, und suchte allen Putz zusammen, den sie hatte. Du liebster Gott! sagte sie, wäre mir ein solches Glück nur im Traum eingefallen — ich hätte doch ein wenig Schminke mitbringen lassen! — Sie holte nach, was sie konnte, kräuselte das Haar über die Stirn herunter, rieb die Wangen mit einem wollenen, scharfen Tuche, rieb Stirn, Hals und Arme mit Puder ab, trat dann vor den großen Spiegel, und lächelte ihr schönes Bild mit innigem Wohlgefallen an.

Klaudie saß während dessen auf ihrem Zimmer, dachte an den freundlichen Falk, und sagte leise: wie edel ist alles an ihm! das Auge, wie freundlich und muthig! Ach, könnte ich ihm einmal sagen, wie dankbar ich Arme bin! Dann wollte ich gern mein Lebelang in meinem vorigen Stübchen wohnen.

## Die Ronde.

Der Förster war ein listiger Schelm. Er zitterte vor der Ronde, da er seinen Herrn wohl kannte; aber Georg hatte ihn noch den Morgen mit so vielen Erzählungen von Rittern ausgestattet, daß er, dem Anschein nach, ruhig neben seinem Herrn her ritt, und das Gespräch von der Scene an diesem Morgen recht freundlich unterhielt. Wenn sie nahe bei einem recht verfallenen Hause waren, fragte er seinen Herrn nach dem Vehmgerichte, und in der Erklärung desselben kam er glücklich vorüber. Es war freilich allzu arg: ein hageres Gesicht, das aus einem Fenster ohne Scheiben hervorsah, machte tiefen Eindruck auf Falk; doch

das Schauspiel im Rittersaale trat immer wieder mit freundlichen Farben vor den Anblick des Elendes, das er jetzt vor sich hatte. Es wäre auch alles leidlich abgegangen, wenn nicht aus einem der letzten Höfe ein Bauer so eben ein Paar höchst elende Pferde hervorgezogen hätte, die kaum im Stande zu seyn schienen, den Pflug fortzuziehen.

Hier hielt der Obristlieutenant sein Pferd an, und war vor Vergnügen ungewiß, ob er fragen sollte. Aber die Pferde waren doch allzu elend. Der Förster wurde bleich. Falk fragte; und der Bauer gab zur Antwort: sie haben mir auf dem Schlosse ein Paar gute Pferde weggenommen, um sich damit für die Steuern bezahlt zu machen.

„Die Pferde?" rief Falk, und wendete sich zu dem Förster um. „Alle Teufel! das ist ja, als nähmet ihr einem Husaren den Säbel. Aber" — setzte er hinzu, um des Försters zu schonen — „warum bezahlt Ihr die Steuern nicht?"

Ich konnte nicht, Ihr Gnaden. Meine

Scheune brannte ab, meine Ernte dazu. Da liegt's. Der Teufel kann mir nun eine wiederbauen.

Falk sah die Brandstätte, und schlug mit einem dunkelrothen Gesichte die Augen nieder. Dann gab er dem Pferde die Sporn, und ritt weiter.

Der Förster wollte den abgerissenen Faden wieder anknüpfen; Falk rief aber: „halt's Maul!" Als sie wieder zu Hause waren, ließ er den Förster mit in sein Zimmer gehen, und schloß das Vorzimmer ab; dann stand er mit dem furchtbarsten Gesicht vor dem zitternden Verbrecher.

Ihr Gnaden, rief dieser, der Amtsverwalter und der Amtmann wollten es so.

„Was Amtsverwalter! die kannten mich nicht; du aber kanntest mich, Schurke! Denen hatte ich nichts befohlen; dir aber, du solltest meine armen Unterthanen nicht drücken lassen. Spitzbube, es kostete dir nur einen Brief an mich, so war es vorbei. Du verdammter Spitzbube!" Hier zog er seinen Säbel, und fuchtelte den Förster

mit fürchterlichem Ernste im Zimmer auf und ab.

Endlich steckte er den Säbel ein, und sagte: „Zwei gute Pferde, das rathe ich dir, kaufst du dem armen Manne. Die Scheuer lass' ich wieder aufbauen. In einer Stunde rapportire, ob es geschehen ist."

Der Förster fiel ihm zu Füßen.

Falks Zorn war unter der Execution verflogen. „Mit dem gestrigen Einzuge bin ich zufrieden gewesen, und mit dem heutigen Morgen auch. Aber das ist apart. Sag' du deiner Bande, daß sie von heute bis morgen Abend ihre Spitzbubenstreiche wieder gut machen. Uebermorgen halte ich Gericht; und Gott sey Dem gnädig, der nicht gutgemacht hat, was er kann! Das Andre will ich nicht untersuchen. Uebrigens bin ich dir in Gnaden gewogen, wegen deiner alten treuen Dienste." —

Der Förster mit bleichem Gesichte erzählte den Helfershelfern seiner Spitzbubenstreiche, wie es ihm ergangen war; und

die Herren machten gut, was sich gut machen ließ. Der Obristlieutenant ging jetzt zu Fuß mit Georg durch das Dorf. Die Bauern hatten gesehen, wie furchtbar ihr Herr den Tyrannen war, unter deren Geißel sie bisher gestanden hatten; denn in den zwei Tagen war mehr wieder gut gemacht, als sie je von dem gnädigsten Herrn gehofft hatten. Alle traten mit ihren Familien in die Thür, und dankende Blicke, hin und wieder auch nasse Augen voll Freude und Liebe, hefteten sich auf den neuen Herrn, vor dessen Ankunft sie gezittert hatten.

Er fragte: „hast du Unrecht gelitten? und hat man es dir ersetzt?" Die Exekution und die Drohung hatten geholfen. „Künftig," rief Falk ihnen zu, „wendet Ihr euch an mich, oder an den Herrn Rektor Huber, oder an das Fräulein Renate, wenn Ihr etwas zu bitten habt, oder wenn euch Unrecht geschieht."

Diesen Abend stiegen hundert frohe Gebete für Wenzeln gen Himmel auf; denn

er kam mit einer leeren Börse von seiner Ronde wieder zurück. Renate schüttelte den Kopf, als sie das alles erzählen hörte. Sie zitterte selbst ein wenig; aber ihre Hoffnung wuchs, als man ihr sagte, daß der Herr die Bauern an sie gewiesen hätte. Auch Klaudie hörte erzählen; sie ging wieder in ihr dunkles Stübchen, wo sie Niemand überraschen konnte, und da fiel sie auf ihre Kniee, und betete mit Inbrunst für den herrlichen Mann, der Aller Herzen beglückte, und das ihrige am meisten. O, könnte ich ihn, sagte sie dann, nur Einmal recht ansehen! Nur Einmal möchte ich vor ihm niederfallen und seine Hand küssen! Ach, ich darf es nicht wieder wagen; denn er nimmt mich sogleich in seine Arme, als wäre ich seine Tochter, mich, die vorher so verstoßen und verachtet war!

Sie saß mit niedergeschlagenen Augen am Tische, horchte nur auf seine sanfte Stimme, zitterte wenn er sie zornig erhob, und hatte nicht den Muth, ihn anzublicken. Den Wein, der vor ihr stand, rührte sie

nicht an, bis er ihr selbst einschenkte. Da trank sie zitternd aus dem Glase, das seine Hand berührt hatte.

Ein Paar Tage nachher gab er Renaten eine volle Börse mit den Worten: „zu Kleidern, für Sie, Cousine, und Klaudien. Sie müssen meinem Hause und Ihrem Namen Ehre machen.“ Falk hatte bemerkt, daß Klaudie fast immer dasselbe Kleid, und ein sehr einfaches, trug.

Sieh, sieh, wie listig! dachte Renate, die Börse in der Hand wägend. Ich soll seinem Hause und seinem Namen Ehre machen; und damit ich nicht merke, was er will, nennt er Klaudien mit! Hätte er sie gemeint, so würde er ihr das Geld gegeben haben! Lieber Gott! warum denn so blöde? so sehr blöde? —

Renate ging bald so geputzt, wie ein junges Mädchen; sie hatte nicht vergessen, was dazu dienen kann, gewisse kleine Merkmahle des Alters zu verbergen. Für Klaudien aber blieb nur zu einem Kleide von

dunkler Farbe übrig, das obendrein schlecht gemacht war.

Georg sagte: ich glaube, Herr Obristlieutenant, Fräulein Renate schneidert für Fräulein Klaudien.

Falk verfinsterte die Augen. Er ließ durch Georgen Kleider für Klaudien besorgen. „Und, Georg," sagte er, „suche hübsche lebhafte Farben aus, und hübschen Putz. Armbänder, Ohrringe; du weißt es ja noch vom Fräulein Schlenz her."

Georg besorgte alles mit Eifer; denn er hatte große Liebe zu dem Fräulein. Wenn er mit ihr von seinem Herrn sprach, horchte sie mit glänzenden Augen und wallender Brust, und sah aus, wie — Georg wußte kein besseres Gleichniß — wie eine in den Himmel verzückte junge Heilige. Davon aber sagte Georg seinem Herrn, den er wohl kannte, nicht ein Wort.

Falk ließ die Kleider auf Klaudiens Zimmer tragen, ohne daß sie etwas davon wußte. Ach, das war doch allzu viel! Sie mußte sich noch einmal auf seine Hand

beugen, und wenn er sie auch wieder in seine Arme nehmen sollte. Er that es; und sie sagte mit einer Kniebeugung: o mein Vater! „Ich glaube, weiß Gott!" sagte er zu Georg, „die Klaudie ist ein gutes Kind!"

Renate fühlte Neid; aber der Obristlieutenant hatte doch Klaudien die Kleider nicht selbst gegeben. Sie schüttelte und nickte schnell mit dem Kopfe. Man sieht, es ist ein großer Unterschied! — Sie putzte sich alle Tage mehr; doch der blöde Schäfer blieb blöde, so oft sie auch mit ihm zusammen zu seyn suchte.

---

Das

## Das Ritterthum.

Es ging nicht leicht ein Tag hin, an welchem Falk nicht seinen alten Rittersaal besuchte; und es ging gar keiner hin, an welchem er nicht ein Ritterabenteuer las. Seine Leute liebten ihn so ganz, so einzig, daß jedermann an seinem Steckenpferdchen Theil nahm, selbst den Rektor nicht ausgenommen. Der Förster und seine Gesellen hätten es gern gesehen, wenn Falk sogar nach Jerusalem gezogen wäre, das heilige Grab zu erobern; denn der Förster las die Ritterbücher selbst — nicht, weil er Geschmack daran fand, sondern um sie als eine Handhabe bei seinem Herrn zu gebrauchen. Fräulein Renate hatte fast nichts

im Kopfe, als noch einmal die gnädige Frau zu machen und mit Wenzel unter dem Baldachin zu sitzen.

Klaudie war die Einzige, die bei dem Ritterwesen ganz gleichgültig blieb, weil sie nicht wußte, wie sehr Falk das liebte. Es wohnte also nicht ein einziger Mensch im Schlosse, der gegen Falks Spielerei mit der alten Ritterzeit etwas einzuwenden gehabt hätte. Das ganze Schloß war dafür; doch Niemand wußte das Ding recht anzugreifen, ja, Wenzeln, der den Rittersaal nicht anders, als im alten Costüm sehen wollte, dabei nur mit einer Idee an die Hand zu gehen. Hierzu erbot sich indeß der Rektor, sobald er von der Verlegenheit hörte.

Falk schüttelte zwar ungläubig den Kopf; doch er bekam große Hochachtung für den Rektor und seine Kenntnisse, als ein Paar Kupferwerke ankamen, über die er denn sogleich mit Begierde her fiel.

Nun wurden Tischler und Tapezierer unverzüglich in Arbeit gesetzt, den Ritter-

saal mit aller Pracht zu dekoriren. Nach einem andern Kupferwerke wurden Kleidungen für die Ritter, Knappen und Fräulein gemacht. Alles war fertig; aber nun wußte Falk — weil sich das Gefühl der Scham in ihm regte — wieder nicht, was er damit anfangen könnte, und wann er es gebrauchen wollte.

„Der Teufel! das ist wie eine Maskerade, oder, wie meine Bücher sagen, wie ein Mummenschanz, eine Posse, Herr Rektor."

Ist nicht zu leugnen, lieber Freund, sagte der Rektor, ohne ein Wörtchen zur Milderung hinzu zu fügen.

Georg that dies. Herr Obristlieutenant, wer hat Ihnen hier zu kommandiren? Sie sind hier Herr! Und am Ende — wer erfährt es denn?

„Das ist einerlei. Was nicht die ganze Welt wissen darf, Georg, das sollte ein ehrlicher Mann auch nicht thun, ob es gleich kein Schelmstreich ist."

Ein Schelmstreich? Und können Sie

nicht eben so gut eine Maskerade halten, wie der Fürst in der Residenz? —

Jedermann redete Wenzeln zu; und nun gab er dem Rektor zu verstehen, daß auch er Theil nehmen möchte.

Ich? fragte dieser erstaunt.

Falk schlug sein Kupferwerk auf, und zeigte dem Rektor das Costüm eines Kanzlers. Der Rektor blieb bei seinem Kopfschütteln; Georg hob aber den Stein des Anstoßes aus dem Wege. Er überredete den Rektor wieder mit seinem: Wer weiß es denn? Und unser guter Herr, den Sie ja lieb haben, wünscht es so sehr!

Alles war bereit. Falk rang zwischen Scham und Freude. Sein Kammerdiener bemerkte, daß die Unterthanen noch nicht gehuldigt hätten, und daß es sehr gut im alten Costüm geschehen könnte. Er versicherte, gehört zu haben, daß dem Oheim Falks eben so gehuldigt worden wäre, und daß er dazu den alten Rittersaal hätte einrichten lassen.

„Ich soll mich in dem Firlefanz meinen

Unterthanen zeigen?" sagte Falk, von seinem Gefühl des Schicklichen ergriffen; aber der verbotene Apfel glänzte zu lockend, und er gab endlich seine Einwilligung.

Der Tag erschien. Falk saß im prächtigen Ritter-Ornat mit dem Hermelin-Mantel auf der Estrade. Fräulein Renate ließ sich ihren Platz neben ihm durchaus nicht abdisputiren. Der Rektor, als er sich im Spiegel gesehen hatte, wollte sich wieder ausziehen; Falk wollte das aber nicht zugeben, und erklärte, daß, wenn der Rektor darauf bestände, auch er seine Ritterkleidung wieder ablegen würde. Endlich gab der Rektor Georgs Händedrücken und Bitten nach; doch rief er in großem, unverstelltem Zorne: at hic ruere in servitium consules, patres, eques! Nun verstehe ich meinen Tacitus erst. Was würde es seyn, wenn der Herr ein Tiberius wäre! O, zum Geier! — das war der stärkste Fluch des Rektors — lass' ich mich doch bereden!

Er ging, wie ein brummender Bär, die Treppe hinauf, und wünschte die ganze

Ritterzeit in den Abgrund der Hölle; doch nahm er seinen Sitz in einem Sessel neben Falk, weil dieser es durchaus so wollte. Neben Renaten saß Klaudie, die gar nicht begriff, was vorging, aber so allerliebst gekleidet war, so züchtig, so bescheiden, wie die Züchtigste ihrer Vormütter. Renate hatte sich nach einem andern Gemählde gekleidet.

Die Bauern traten in den Saal, starrten mit großen Augen auf die Ritter und Knappen, gelobten Treue und Gehorsam, und hatten einen sehr fröhlichen Tag, da Falk ihnen auf sechs Monate die Steuern erließ. Die Ceremonie war zu Ende, und Falk sagte: „Lapperei! bloße Lapperei! bei meiner Seele! Ist es nicht, als zögen sie einem Knaben von sechs Jahren eine Husaren-Uniform an mit einem Säbel von Blech? Es hat mich immer schwer geärgert, wenn ich es sah. Nein, nein! das ist es nicht! Die Leute verstehen mich nicht. Der Rektor hat Recht. Ausziehen in fröhlichem Zuge, Unglücklichen zu Hülfe, oder

Feinden und bösen Fürsten zum Troß: das ist es, was ich will. Hole der Henker den Förster, der mich dazu beredet hat! Saßen und standen wir nicht alle da, wie die Schelme, und hatten nicht das Herz den Bauern in die Augen zu sehen? Klaudien ausgenommen; bei meiner Seele! die allein ausgenommen: die allein war nicht vermummt. Ich wollte wetten, die Züchtigkeit unserer Vormütter wohnt in ihrer Brust, nicht bloß in den niedergeschlagenen Augen. Alle Welt! was ist das Mädchen hübsch! Wenn d i e so das Köpfchen von Julien hätte!"

## Ein zweites Ritterthum, noch schlimmer, als das erste.

„Georg," sagte Falk; „schließ den Rittersaal bis auf weitere Ordre zu! Das waren Lappereien!" Er ging nun desto fleißiger im Dorfe umher, und sah nach, welche Wirthschaft seine Bauern trieben. Nicht lange, so ließ er ein neues Schulhaus bauen. Dann sagte er: „Jetzt muß sich die Pfarre vor der Schule schämen;" und nun bauete er dem alten Prediger ein hübsches Haus. Er unterstützte die Unglücklichen, half den Armen, und gab Holz aus seinen Forsten, Steine und Kalk aus seinen Steinbrüchen und Kalköfen zum Aufbau der Häuser. Aber wehe auch dem Men-

schen, der nicht arbeiten wollte, oder der seine Kinder nicht in die Schule schickte! In diesem Falle war er unerbittlich hart. Er entschied zwanzig Prozesse in einer Stunde, und fuchtelte den Verbrecher gleich auf der Stelle durch.

Der Rektor schüttelte den Kopf. Wofür sind denn die Gesetze, lieber Freund?

„Für Menschen, lieber Rektor; aber das Gesindel hat mir ja die Leute zu Wölfen verwildern lassen. Ich muß sie erst aus dem Wolfsfelle heraus in eine Menschenhaut fuchteln; dann mögen sie in Gottes Namen über eine Handvoll Weizen zehn Jahre lang prozessiren." — Er trat unvermuthet in die Schule, zählte die Kinder, beschenkte die Fleißigen, und bestrafte auch wohl die Trägen. Wirklich hielt er Wort: er machte seine Bauern zu Menschen; und dem Spitzbuben von Amtmann sah er so genau auf die Wage der Gerechtigkeit, daß er zitterte und richtig wog.

Der Rektor nahm jetzt zuweilen auch andre Bücher in die Hand, als seine Clas-

siker, und sah wohl gar in das Dorf selbst. Er las Wenzeln hin und wieder eine Stelle vor, und commentirte sie; hatte Wenzel sie begriffen, so war sie so gut, wie ausgeführt. Alle Wege und wüste Stellen wurden mit Obstbäumen bepflanzt, die Schafe veredelt, Hut und Weide getheilt, die Wiesen verbessert, der künstliche Dünger eingeführt. Alles das kam aus des Rektors Studierstube hervor, und wurde That und Kraft.

Falk kaufte dem Rektor ein Damen-Pferd, und wenn sie nun Beide durch die reichen Fluren ritten, schüttelten sie einander die Hände, und freueten sich über das Wohlseyn der Bauern.

Dabei las Falk noch immer Ritterbücher, die ihm ein Buchhändler nach jeder Messe zuschicken mußte. Der Saal wurde wieder aufgeschlossen. Falk stand seufzend unter den Wapen seiner ritterlichen Vorfahren, und hätte sich gern noch einmal huldigen lassen, troß seinem Entschlusse.

„Alle Wetter, Rektor! was ist das Leben lang!" seufzte er. „Wenn nun alles

gethan ist, lieber Alter, alles, was da in Ihren Büchern von der Wirthschaft steht — was dann? Ich kann doch die Bäume nicht abhauen lassen, um dann wieder neue zu pflanzen! Das Krankenhaus ist fertig; einen guten Chirurgus haben wir, eine geschickte Hebamme auch. Das kostet ja nichts als Geld! Das ist das Unglück, alter lieber Freund. Ach, ich wollte, es wäre etwas Gutes da, wo ich meinen Kopf daran setzen müßte, das ich mit Lebensgefahr holen müßte! Wo soll es mit der Zeit hin? Ich könnte ordentlich wünschen, mein Bruder tauschte mit mir, daß ich da in Steinau wieder von vorn anfangen könnte. Oder — ich wollte — Huber käme zurück, Ihr Sohn! Mir thut das Herz weh, glauben Sie mir."

Der Rektor sah seinen Freund bedauernd an. Er sann hin und her, wie ihm zu helfen wäre, und fand nicht ein einziges Mittel.

„Da habe ich ein Gewächshaus. Ich dachte, es sollte helfen, wenn ich Palmen

zöge und Blumen aus Afrika. Aber, lieber Gott! welken sie nicht, wie unsre? Weiß der Himmel, ich gebe Keinem die Schuld, als mir selbst; ich sehne mich nach etwas, das nicht da ist: denn alles vergeht und stirbt."

Armer Mann!

„Ja wohl, armer Mann! Ich wollte, man hätte mich einen Gelehrten werden lassen, und nicht einen Husaren, ob ich gleich nicht begreife, wie es glücklich machen kann, immer mehr zu lernen, und nicht zu thun, nicht zu handeln! Es wäre wohl auch nichts für mich."

Armer, edler Mann! sagte der Rektor hinter ihm her, und trocknete sich die Augen. Und müßte ich noch selbst in einen Harnisch kriechen, um dich wieder froher zu sehen, ich kröche hinein!

Jedermann im Schlosse sah Falks Kummer, auch Renate. Sie drängte sich an ihn, und fragte mit zärtlicher Theilnahme, warum er nicht mehr so heiter

wäre. „Ach, Fräulein,“ antwortete er; „Sie können mir doch nicht helfen!“

Sie zog ihr Taschentuch hervor, und bedeckte das Auge. — „Was giebt es?“ fragte Wenzel rauh.

Es thut weh, so verkannt zu werden! — Vielleicht kommt einmal die Zeit, Herr Vetter, wo Sie nach einem zärtlich theilnehmenden Herzen suchen, ohne eins zu finden.

„Alle Welt!“ erwiederte er; „Sie treffen das rechte Fleckchen, Cousine. O, ich hatte ein Herz, einen Menschen, den ich liebte, und der mich liebte. Hin ist hin!“

Wer war es denn? fragte sie neugierig.

„Ein Husar.“

Es giebt Herzen, Herr Vetter — (hier weinte sie wieder) — die eben so treu lieben. Aber ein stilles Herz wird verkannt.

„Verkannt? Da helfe mir Gott, daß ich kein Herz verkenne, das mich liebt, auch

Ihres nicht, Fräulein." Er faßte die Hand, womit sie das Auge bedeckte.

Sie schluchzte noch mehr. Ich wollte das Leben darum geben, Sie glücklich zu sehen, Herr Vetter.

„Alle Welt, liebe Cousine, das wollten Sie?" fragte er ehrlich. „Wahrhaftig, da habe ich Sie verkannt, da gestehe ich meine Schuld; denn das hätte ich nicht geglaubt." Er umfaßte sie.

Renate, die das Eisen schmieden wollte, so lange es heiß war, legte das Köpfchen an seine Brust, und sagte zärtlich: Sie werden mein Herz immer verkennen. Es war mein Schicksal schon in der Kindheit, verkannt und verstoßen zu werden.

„Armes Mädchen!" sagte er mitleidig, aber doch seine Brust nach und nach von ihrer Wange langsam wegziehend.

Das Fräulein hatte so gut in Falks Ritterbücher gesehen, wie die meisten im Hause, und wollte sie auch nur gebrauchen, wie einen Hebel. Dieses Auge, Herr Vetter,

kennt Thränen, die heißer sind, als die Flammen der Hölle.

„Alle Teufel! haben Sie etwas auf dem Gewissen, Fräulein Renate?"

Nur die stille Mitternacht sieht sie, der blasse liebende Mond.

„Alle Welt! das geht in's Weite. Was haben Sie denn zu weinen?"

O, Sie Grausamer! Sie errathen es nicht?

„Grausam, ich? Nun, zum Henker! so thun Sie den Mund auf! Was hat der Mond mit mir zu schaffen! Grausam? In aller Welt, was habe ich denn gethan?"

Hier stockte Renate; sie bemerkte, daß die Stunde der Erklärung noch nicht gekommen war, und wollte nicht mehr sagen. Aber Falk hielt sie fest. „Nicht von der Stelle, Fräulein, bis es heraus ist! Grausam? Zum Henker, ich kann mich todt sinnen, und bringe doch nicht heraus, was ich Ihnen gethan habe. Nun so reden Sie! was giebt es?"

Wenzels Ton wurde immer rauher, seine Stirn immer krauser; nun fing Renate in Ernst an zu weinen, und ihre Thränen verlöschten seinen Ernst immer mehr. Er fühlte das innigste Mitleiden für seine Verwandte. Mit den sanftesten Tönen, die er in seiner Brust hatte, sagte er: „liebe Renate, schütten Sie Ihr Herz aus.“ Er drückte ihr die Hände, und trocknete ihre Thränen ab. Sie sah ihn an, und stieß auf einen so freundlichen Blick, daß sie nichts zu wagen glaubte. So legte sie denn ihren Kopf wieder an seine Brust, und er nahm sie in seine Arme.

Eine unglückliche Leidenschaft! sagte sie mit schmelzender Stimme.

Das Wort war heraus; nicht lange, so stand sie allein: Falk war verschwunden. Sie glühete vor Scham, sich so häßlich verrathen zu haben, und sann nun den Ursachen nach, die den Herrn Vetter so kalt oder hart machten. An ihre Jahre dachte sie nicht. Aber sie hatte doch seinen freundlichen Blick gesehen, seine Händedrücke

gefühlt,

gefühlt, und mit ihm unter dem Thronhimmel gesessen. Es regte sich wieder eine kleine Hoffnung in ihrem betrübten Herzen, zumal da sie sah, daß Falk bei Tische oft das Auge nachdenkend auf sie warf, und sie mit einer auffallenden Güte behandelte.

Sie las eben eine Rittergeschichte, die Falk kurz vorher gelesen hatte, und worin der Ritter die Liebe seiner Geliebten durch verstellte Kälte prüft. Nun seufzte sie oft in Falks Gegenwart, und sprach in einem kranken Tone.

Falk errieth halb und halb, was die Cousine gemeint hatte; aber, mochte es seyn wie es wollte — sie hatte doch herzlich geweint; „und" — sagte er mit einem Fluche: „Liebe mit Haß zu bezahlen, ist von allen Unmenschlichkeiten die abscheulichste."

Seine Antwort, meinte er, war verständlich genug gewesen. Er hatte sie stehen lassen; und an die Ewigkeit einer Liebe, die unerwiedert bleibt, glaubte er nicht. Auch war er ja Herr über sein eigenes

Herz geworden. Er bewies dem armen Mädchen alle Güte, deren sein gutes Herz fähig war, und sagte Niemanden ein Wort über die Sache. Aber daß die Liebe blind, taub und höchst unbesonnen mache, darauf schwor er von dem Tage an. „Sie darf ja nur ihren Taufschein ansehen, und den diesjährigen Kalender. Und wenn sie das thut, so ist es desto schlimmer für sie! Arme Renate!"

## Das wahre Ritterthum.

Auch Klaudie hörte erblassend, daß Falk nicht glücklich war; sie wendete aber sogleich das Gesicht ab, damit Niemand ihr Erblassen sehen sollte. Georg erzählte fort, und sagte dann treuherzig: es geht gewiß auch Ihnen nahe; denn Sie haben den guten Herrn lieb.

Sie legte, anstatt ihm zu antworten, die Hand auf das ängstliche Herz; und nun ging sie sogleich in ihr ehemaliges Stübchen, das sie, so dunkel es auch war, dennoch lieber hatte, als das große prächtige Zimmer, welches sie jetzt bewohnte, und riegelte hinter sich ab. Nun erst fanden ihre Thränen den Ausgang aus dem Herzen durch das Auge. Nicht glücklich? sagte sie.

O, warum bin ich denn so glücklich, und wir Alle? Sie faltete die Hände, und sann darüber nach. Nicht glücklich? Der gnädige Herr! (so nannte sie ihn am liebsten; niemals Vetter.) Er, der Beste von Allen? nicht glücklich? O, nähme doch der Himmel meine jetzigen Freuden, und gäbe sie ihm! O, gütiger Himmel, thue das! Ich könnte es ja doch nicht thun, wenn es auch möglich wäre; nur zitternd würde ich ja vor ihm stehen, und nicht ein Wort sagen können.

In diesem Augenblicke hörte sie ein fröhliches Lachen, das ihr fürchterlich klang. Ich werde niemals wieder lächeln; nein, gewiß nicht! denn es wird mir immer einfallen, daß er einmal nicht glücklich war. O, warum bin ich denn so glücklich? Sie nahm die Blumen von ihrem Kopfe ab, und legte sie weg, band das Halsband, das er ihr gegeben hatte, von ihrem Halse, schlich sich dann leise auf ihr Zimmer, immer zitternd, daß Jemand erfahren möchte, warum sie das thäte, und zog das einfach-

ste Hauskleid an. Es war ein großes Opfer, das sie brachte; denn sie liebte den Putz und den Schmuck. Wenn sie zum Essen ging, legte sie den Putz wieder an, damit ja Niemand merkte, was sie fühlte. Sie brachte den größten Theil des Tages in dem kleinen dunklen Stübchen zu, und arbeitete fleißig, dachte an ihn, seufzte dabei und weinte, ohne auch nur ein einziges von seinen Ritterbüchern gelesen zu haben. Ihr zartes Herz, die reinste Natur, die heiligste Unschuld drangen ihr alle diese Opfer ab.

Bei Tische warf sie nur ein- oder zweimal verstohlen ihren Blick auf den Mann, der ihr so wohlgethan, der sie von der Härte erlös't, womit Renate sie behandelt hatte. Sie zitterte vor nichts, als daß er sie bei Tische anreden könnte; denn der Ton seiner Stimme war immer so gütig, daß es ihr die größte Mühe kostete, die hervorbrechenden Thränen der Freude, oder des Schmerzes — sie wußte selbst nie recht, was es war — zu verbergen.

Heute aber mußte sie ihn ansehen; denn er war nicht glücklich! Er schien ihr blaß, traurig; doch sie ließ sich ihre Empfindungen nicht merken, so große Gewalt sie sich auch anthun mußte. Sie dankte dem Himmel, als sie wieder allein in ihrem Stübchen war und sich den Kummer aus der Brust herausweinen und herausträumen konnte. Selbst diese Träumereien waren demüthig, unschuldig und rein, wie ihr Herz; denn was konnte sie anders für ihn thun, als den Himmel bitten, daß er ihn wieder beglücken möchte! Da legte eine Stimme in ihrem Herzen ihr die Frage vor, ob sie sein Glück mit ihrer Armuth erkaufen wollte, mit der tiefsten Einsamkeit in einer öden Gegend, ohne Menschen, ohne Freude. Sie sagte freudig Ja, und träumte schon, wie sie für ihn mit nackten Füßen über himmelhohe Gebirge, durch finstre Abgründe, über spitze Felsen, in heißem Sande, auf kaltem Eise wallfahrten wollte bis ans Ende der Erde. Und selbst da sterben für ihn? fragte die Stimme in ihrem

Herzen wieder; und sie antwortete freudig: Ja!

Das waren ihre Träume alle: so endigten sie immer, mit seinem Glück. Es fiel ihr nicht ein, ihm nur Einmal sagen zu wollen: das that ich für dich! Nein, sie that es schweigend, ohne daß Jemand es wußte. In einer Wüste, in einem Kloster, am Ende der Erde, starb sie für ihn; und schnell war ihr Sarg zugenagelt, daß er nicht einmal das Angesicht sah, welches für ihn erblaßt war. Er wurde glücklich und wußte nicht wie, nicht durch wen; sie starb, und ihr schönes Geheimniß in ihrem Herzen mit ihr.

O, wie hätte sie es wagen können, für ihn etwas zu thun, wenn er es wußte! Nur Wünsche hatte sie für ihn, nur Gebete, nur Gelübde, nur ein Herz, keine Zunge, kein Auge, keinen Blick, kein Lächeln. Es war in ihrer stummen Brust eine heiße glühende Liebe für ihn, aber Liebe von einer überirdischen Natur. Sie fühlte sich auf ewig an ihn gebunden; doch er war frei.

Nie regte sich in ihrem Herzen der kleinste Wunsch, in irgend einer Verbindung mit ihm zu stehen. Hätte sie einmal denken können, sie liebe ihn, und wünsche seinen Besitz; so würde sie sich selbst gehaßt haben, daß sie, die Arme, tief Verstoßene, die er reich gemacht, die er an seine Brust genommen, deren stille, geheime Wunden er geheilt hatte — daß sie so stolz, so undankbar, so übermüthig seyn könnte, noch mehr zu wünschen.

Klaudie liebte den edlen Mann mit wahrer Begeisterung; sie wußte es aber nicht, und hatte auch nicht einmal die leiseste Ahnung davon. Sie hatte ihn einmal „Vater" genannt, und erschrak, so oft sie daran dachte. „Vater! Vater!" O, wie gut war er, daß er sie nicht von sich stieß, als sie das Wort sagte, worin das höchste Glück ihres Lebens lag! Sie kannte das Gefühl der Liebe nicht, und so wurde sie höchst glücklich durch ihre heilige Empfindung, welcher sie den Namen „Dankbarkeit" geben zu müssen glaubte, und von der sie meinte,

daß sie noch immer nicht groß, nicht feurig genug wäre.

Nur in ihrer sonderbaren Lage konnte das Geheimniß und ihr Glück gleich unverletzt bleiben. Wurde sie bekannter mit dem Manne, den sie liebte; so mußte sie nothwendig auch ihr eigenes Herz kennen lernen. Redete sie mit einem Menschen über den edlen Falk, hätte es auch seyn mögen, was es wollte, so mußten ihr trunkenes Auge, ihre fallenden Thränen sie verrathen. Aber sie sprach nie mit ihm, und nannte nicht einmal seinen Namen gegen irgend einen Menschen.

Sie hatte nichts gelesen, nichts gehört; denn sie war als ein Kind zu Renaten gekommen, und hatte ihre meiste Zeit in der Einsamkeit mit Arbeiten zugebracht. Renate erzeigte ihr gar kein Vertrauen; aber troß ihrer Unwissenheit führten ihr Herz und die Natur sie zu allem, was der Mensch die Thorheiten der Liebe nennt. Roch Falk an einer Blume, die auf dem Tische lag, so nahm sie diese Blume heimlich, mit glü-

henden Blicken, und trug sie an ihrer Brust, bis sie gänzlich verwelkte. War Falk ausgeritten, so ging sie mit den leisen Schritten der Liebe in sein Zimmer, und betrachtete mit trunkenen Blicken alles, was ihm gehörte. Ja, sie wagte es zitternd, den Mund auf seinen Rock zu drücken, mit der zitternden Hand die Stelle daran zu berühren, die auf seinem Herzen ruhete. O, das Leben schien ihr dann so genußreich, so süß, daß Niemand sich glücklicher fühlte, als sie.

Georg war der Einzige, mit dem sie zuweilen ein Paar Worte über den gnädigen Herrn wechselte; doch sie hörte mit abgewendetem Gesichte nur zu: sie selbst sagte nichts, als was sie nothwendig sagen mußte, das Gespräch zu unterhalten.

Als Renate umher rieth, weshalb der Herr Vetter so hart wäre, fiel sie auch auf Klaudien, und ging sogleich zu ihr. Seit langer Zeit sprach sie zum ersten Male mehr als ein Paar Worte mit dem armen, stillen Mädchen, und nun gar von dem Obristlieutenant. Sie saß wie die Spinne lauernd

in dem Mittelpunkte ihres Netzes, um bei der kleinsten Erschütterung auf ihren Raub los zu fahren.

Welch ein Mann, Klaudie! Welch ein schöner Mann! Und wie gütig er gegen mich ist! Er nennt mich immer seine liebe Renate. Und wie ihm die Uniform sitzt, wie angegossen! Und, Klaudie, wenn er den wilden Teufel von Tartar reitet, und er so ruhig da sitzt, wie ich hier im Sessel!

Klaudie schlug die Augen tief auf ihre Arbeit nieder; doch ihr Busen flog unter dem verhüllenden Tuche. Jetzt hob Renate Klaudiens Gesicht auf, und ihre Blicke trafen auf trunkene Augen, worin Thränen hingen, und auf rosenrothe, brennend heiße Wangen. Sie schoß ein Paar grimmige Blicke auf das arme Mädchen, und ging mißtrauisch hinaus.

Von diesem Tage an meinte Renate, daß Falk wohl darauf bedacht seyn müßte, Klaudien zu verheirathen.

„Giebt es 'was, Cousine?" erwiederte Falk. „Das Kind ist schön, wie ein Engel.

Wenn sie glücklich werden kann, so — Alle Welt! sie ist eines braven Husaren Tochter, und nackend soll sie nicht aus meinem Hause. Das können Sie dreist sagen, wenn sich ein Mensch findet, den Klaudie leiden kann."

Da ist ein hübscher Mann, Herr Vetter, ein Oberförster, der —

Wie! ein Fräulein Falk? Doch lassen Sie hören! Glück ist mehr, als ein Name."

Der wohl schon ehedem um Klaudien her war.

„Und sie auch um ihn?"

Ei nun, ich glaube fast. — Sie brach ab; denn Falk erklärte, daß Klaudie ganz ihren freien Willen haben sollte.

Renate ging zu Klaudien, und stellte ihr vor, daß der gnädige Herr Vetter über kurz oder lang heirathen würde. „Jedermann muß darauf denken, seinen eigenen Herd zu haben. Eine Frau wird alles im Hause verändern. Was willst du dann machen?"

Ach, er wird mir ja mein ehemaliges Stübchen lassen, der gnädige, gütige Herr!

Das wird er nicht; das kann er nicht. —

Klaudie, welche die Welt gar nicht kannte, mußte das glauben. Sie erblaßte, aber sie verschwieg, welch ein Schmerz durch ihre Seele ging. Schon sah sie sich aus dem Schlosse getrieben, und auf der Höhe, wo sie seine Fenster sehen konnte, sitzen, und seufzen, verschmachten und sterben. Wenn man mich dann nur nicht auch von dem Hügel vertreibt! dachte sie.

„Sieh, Klaudie! Da ist der Oberförster Reinhard, ein braver Mann, vielleicht bald Forstmeister. — Nun? — Das wäre ein Mann für dich! Was sagst du dazu?"

Klaudie beugte sich tief auf ihre Arbeit, und antwortete nicht; doch in ihrem Herzen empörte sich jedes Gefühl gegen diesen Vorschlag.

Renate schloß von sich auf Klaudien, kniff dem Mädchen in die Wange, und ging mit den Worten: du sollst sehn, wie schnell das gehen wird! Die Angst des armen Mädchens wuchs fürchterlich, da sie

Wenzeln mit Renaten kommen und ihren Namen nennen hörte.

Nach zehn Minuten trat Wenzel selbst in das Zimmer. „Klaudie," sagte er freundlich, „ich verliere Sie ungern; aber Gott soll mich behüten, Ihrem Glück in den Weg zu treten! Der Oberförster ..." Auf einmal lag Klaudie zu seinen Füßen, hielt seine beiden Hände gefaßt, und schluchzte. O, gnädiger Herr, jammerte sie in Tönen, die seine Seele durchschnitten; geben Sie mir nur das dunkelste Stübchen im Schlosse! Ich will ja arbeiten, wie eine Magd! Verstoßen Sie mich nur nicht!

„Behüte, Kind, wenn es so ist! behüte! Stehen Sie auf, Klaudie. Der Oberförster ist wohl schon ein alter Kerl? —

Ein junger Mann, gnädiger Herr.

„Aber häßlich, wie die Sünde."

Nein, gar nicht häßlich.

„Oder ein Satan, Kind."

Er soll recht gut seyn, sagt man. Aber lassen Sie mich nur hier! Ich will mir ja alles gefallen lassen! alles!

Falk sah Klaudien mit Verwunderung an. Er hob sie auf, nahm sie wieder an seine Brust, und drückte zum ersten Mal seine Lippen auf ihren Mund. Dann ließ er sie los, und betrachtete sie mit Wohlgefallen, weil sie mit niedergesenkten Augen, in tiefer Demuth, gebeugt, halb abgewendet, die Arme herabhangend, vor ihm stand.

„Aber Kind," hob er wieder an, „wenn der Mann jung ist, hübsch, gut — Oder wollen Sie lieber einen Edelmann?"

Ich will gar keinen Mann. Lassen Sie mich nur hier seyn, gnädiger Herr. Ich will gern von der Leute Tisch essen, und bin mit einem Winkelchen im Hause zufrieden. Nur verstoßen Sie mich nicht!

„Aber Kreuz, Mord ... — Zum Däuschen, Klaudie; warum wollen Sie denn nicht heirathen?"

Sie hob langsam und zitternd beide Arme auf, blickte ihn mit den großen blauen Augen an, und sagte in einem leisen schmelzenden Tone: ach, ich kann ja nicht! Es

ist mein einziger Wunsch, mein ganzes Glück, hier im Schlosse zu bleiben!

„So lange Sie wollen, Klaudie," sagte Falk mit sanfter, gütiger Stimme; „und Renate soll Ihnen kein Wort mehr von dem Oberförster sagen. Hast Du mich denn lieb, Kind?"

Auf einmal lag sie vor ihm auf den Knieen, drückte ihre heißen Lippen auf seine Hand, und sagte: mein Vater! o, Sie sind es ja eben . . . — Sie erschrak vor sich selbst, und drückte nur seine Hand an ihre Lippen. Er nahm sie noch einmal in seine Arme, und küßte sie jetzt herzlich.

„Das ist ein liebes, schönes Kind!" sagte er, als sie weggegangen war; „ein gutes Kind, ein Herzens-Mädchen."

Er sagte Renaten ganz kurz, es wäre mit dem Oberförster nichts. Renate fragte: warum denn?

„Nichts! gar nichts! Sie bleibt hier!"— Renate stand wie eine Bildsäule da. Sie wurde sehr erbittert, als am Abend Wenzel recht oft die Augen auf Klaudien richtete,

tete, ihr selbst Wein einschenkte, und ihr selbst die besten Stücken vorlegte. Jetzt fühlte sie, daß Klaudie ihrem Wunsche im Wege stehen könnte, und daß sie aus dem Hause müßte.

## Renate brütet Unglück, und Georg sinnt auf Glück.

Nun kam der Bruder aus Steinau. Falk war einige Male dort gewesen, hatte aber eben nicht sehr angelegentlich um den Gegenbesuch gebeten. „Georg," sagte er, „mein Bruder ist ein ehrlicher Mann. Aber die Weiber! die Weiber! Kommt er nun, und sieht, wie meine Unterthanen im Himmel sind, seine dagegen, bei meiner Seele! ich sage es noch höflich — im Vorhof der Hölle, so . . . Ich mag ihn nicht groß einladen!"

Aber die Frau Oberkammerherrin fand in dieser Kälte eine böse Vorbedeutung. So weit Falkenstein auch war, so trieb sie

ihren Mann dennoch, bis die Reise endlich gemacht wurde.

Frau von Falk ging bald nach ihrer Ankunft im Schloß und im Dorfe umher, alles kennen zu lernen; am liebsten aber hätte sie Falks Herz, der Erbschaft wegen, recht genau kennen mögen.

Sie machte sich an Renaten, welche sehr gebieterisch die Frau im Hause spielte, und von Falk nicht darin gestört wurde. Die Oberkammerherrin schloß daraus, daß Renatens Freundschaft wichtig wäre, und machte sich mit Schmeicheleien an sie. Beide prüften einander erst, wie zwei Fechter, mit einzelnen Worten, Bemerkungen, mit Aber und Zwar, die man als Lob oder Tadel deuten konnte. Dann traten sie einander näher: die eine wagte ein Wort, die andere nickte dazu beifällig mit dem Kopfe; und endlich ging es mit voller Macht über den Obristlieutenant her.

Gott, welche Müßiggänger hier im Hause, liebstes Cousinchen! Sie sollten doch dage-

gen reden! Sie haben Verstand; auf Sie hört er!

Ich rede genug, das weiß mein Gott. Wo soll das hinaus! Verschenkt werden Steuern, Bauholz, Steine, Kalk, Saatkorn und Vieh. Der . . . Haben Sie den schwarzen Mann gesehen? wie gefällt Ihnen der?

Ei nun! Sie müssen ihn besser kennen, als ich.

Der ist es eben! von dessen Bibliothek kommt alles!

Ich gäbe ihm zu verstehen, Cousinchen...

Behüte! er ist des Vetters Augapfel.

Guter Gott! meine Kinder werden einmal ein tief verschuldetes Gut erben, so viel wie nichts! —

Auf einmal zog sich Fräulein Renate ein Paar Schritte zurück, und fragte kalt: will denn der Vetter nicht heirathen?

Das versprach er wenigstens, als er das erste Mal bei uns war. —

Renate hustete und räusperte sich fünf Minuten; während dessen hatte sie über

legt, wozu sich das verarbeiten liesse. Freilich, sagte sie, so fiele alles Vermögen wieder an Ein Haus. Wenn nur nicht etwa ... Haben Sie Fräulein Klaudien recht angesehen? (Hier rückte die Frau Oberkammerherrin Renaten fast auf den Schooß, und ergriff ihre Hand).

Wie? was sagen Sie? Die kann ja nicht ein Wort hervorbringen.

Stille Wasser sind tief, Cousine. Haben Sie gesehen, wie der Herr Vetter bei Tische für sie sorgt? Haben Sie wohl die Armbänder, das Halsband bemerkt? Und immer sagt er, sie soll sich gut anziehen!

Alle diese Bemerkungen hatten Renaten erhitzt. Sie rückte der Frau von Falk wieder nahe, so daß die beiden Gesichter — sie glüheten vor Angst, daß ihnen ihr Raub entgehen könnte — wie zwei feurige, drohende Meteore zusammen zu fließen schienen.

Die Damen näherten sich einander, da sie sich wechselseitig brauchten. Frau von Falk merkte wohl, daß Renatens Wangen durch etwas Anderes glühen müßten, als

die ihrigen, und sie versuchte, ob sie nich herausbringen könnte, wodurch. Klaudien? sagte sie. Nein, nimmermehr! Denn, Cousinchen, wenn mein Schwager heirathen will, so wünsche ich ihm des Himmels reichen Segen; aber er braucht eine Frau, die ihm den Daumen auf's Auge hält. Ja, wenn seine Wahl auf Sie fiele!

Da stand Renatens Gesicht auf einmal in dem sanften Rosenrothe der zärtlichsten Empfindungen vor ihr. Sie faßte beide Hände der Frau von Falk, und drückte sie an ihre Brust.

Die Frau von Falk wußte jetzt genug, und warf einen prüfenden Blick auf Renaten. Nein, dachte sie; mein Schwager müßte gar keine Augen haben! Und so fuhr sie denn mit ihren Liebkosungen fort. Meine Kinder haben Gott Lob genug, Cousine; und ich kann mich wohl nur immer auf ein Braut- und Schwestergeschenk gefaßt machen: nicht wahr, meine Liebe?

Der Boden ging mit Renaten rund um. Sie erzählte der neuen Schwägerin,

mit öfterem Erröthen, mit vielem Gekicher und schamhaften, jugendlichen Ausflüchten, wie weit sie schon mit dem Vetter gewesen wäre: daß sie schon gleichsam die Huldigungen des Hofgesindes erhalten hätte. Ihre feurigen, ausgeschmückten Erzählungen machten den Kopf der Frau von Falk wieder zu einer Feuerkugel; und da sich diese jetzt sehr kalt von Renaten zurückzog, so fühlte die Letztere, daß sie zu viel gesagt hatte.

Keine von Beiden traute der Andern. Aber Beide waren darin eins, daß Klaudie auf irgend eine Weise aus dem Hause geschafft werden müßte. Denn Renate — das sah die Frau von Falk wohl — war ganz und gar nicht gefährlich.

Obgleich Falk seinem Bruder noch einmal versprochen hatte, nicht zu heirathen: so machte sich Frau von Falk doch mit aller Liebe an Klaudien, welche diese anscheinende Liebe mit Begeisterung erwiederte. Sie kam von weitem darauf, ob Klaudie sie nicht nach Hause begleiten wollte, und versprach ihr in Steinau den Himmel. Sogleich

stand aber Klaudie stumm, kalt, mit Verzweiflung in dem blassen Gesichte, vor ihr, und es war keine Antwort aus ihr zu bringen.

Frau von Falk wendete sich an ihren Schwager. Das junge stille Mädchen, Herr Bruder, lebt hier unter lauter Männern. Sie thut zwar alles, was ein junges Mädchen thun kann: sie zieht sich in die Einsamkeit zurück; aber das heißt doch nicht, leben. Mein Haus, dünkt mich, wäre ein froherer Aufenthalt für das liebe Kind.

Das leuchtete Wenzeln ein. Er hatte oft hin und her gerathen, was es mit Klaudiens Stille wohl seyn möchte; und nun wußte er auf einmal die Ursache. „Alle Daus! Frau Schwester, das heißt mit Verstand gesprochen! Recht gern! Das ist wahr! Darauf wäre ich nicht gefallen."

Frau von Falk kündigte Klaudien mit vielen Liebkosungen an: der Obristlieutenant fände, daß sein Haus, voll Husaren und Männer, kein schicklicher Aufenthalt für sie

wäre; sie sollte daher mit nach Steinau gehen. Renate bestätigte das. Klaudie erblaßte; es war ihr, als versänke der Boden unter ihren Füßen. Sie hielt sich an der Frau von Falk, um nicht nieder zu fallen. Aber sie antwortete keine Sylbe. Wie hätte sie es wagen können, Einwendungen gegen den Befehl eines Mannes zu machen, dem sie ihr Leben gegeben haben würde! Falk erfuhr also, daß Klaudie eingewilliget hätte, und er selbst sagte Klaudien nun, daß es sein Wunsch wäre. Sie schlug die Augen nieder, so daß er den Schmerz nicht sehen konnte, der in ihrem schönen Gesichte kämpfte.

Georg sah sie blaß aus dem Eßsaale kommen, und ging ihr nach, in ihr Zimmer. Was ist Ihnen denn, liebes gnädiges Fräulein?

Sie sah ihn mit erloschenen Augen an. Ich soll von hier weg! sagte sie leise. Ach, Georg, wenn Er von Seinem Herrn weg sollte — würde Er nicht sterben? — Sie

glaubte wirklich, alle Menschen liebten den Herrn gerade eben so, wie sie.

Georg stand mitleidig da. Gehen Sie denn so ungern?

Ungern? o Gott!

Sie werden es dort gut haben.

Ach, ich sehe doch den Herrn nicht mehr!

Die gnädige Frau hat Sie lieb.

Ach, ich werde doch seine Stimme nicht mehr hören!

Hier, es ist wahr, unter den Husaren...

O Georg! wäre ich nur, ach, wäre ich nur einmal in seiner Stelle, guter Georg! Könnte ich ihn Morgens anziehen helfen, hinter ihm her reiten! — Hier faßte ihre Phantasie auf einmal ein schönes Bild: wenn sie ein Mann, wenn sie in seinen Diensten wäre! Sie legte die Hand an die Stirn, bildete den Gedanken aus, und sagte Georgen, was sie dachte.

Bei dem Leben meines Herrn! sagte Georg in schönem Eifer: Sie sollen nicht von hier weg, Fräulein! Sie müssen hier bleiben.

Da faßte Klaudie Georgs Hände, und war außer sich vor Freude.

Bei meiner Seele! ich will sogleich mit dem Herrn reden.

Georg ging. Unterweges schüttelte er den Kopf. Alle Teufel! wenn das nicht Liebe seyn soll, ob sie gleich so stumm ist, wie ein Fisch, so ist nichts in der Welt Liebe. Meiner Treu! der Herr sollte alle seine Bücher weg werfen; denn da sind es nur Worte, hier aber ist die That. Potz, wenn ich das den Herrn so vorbringen dürfte! Aber nein, das ist gegen den Respekt. Das arme Kind dauert mich. Und kurz und gut, was ich thun kann, das thue ich. — Er ging zu dem Obristlieutenant. Es war schwer, an diesen zu kommen, da Niemand ungefragt reden durfte. Georg wischte sich aber die Augen, hustete und brummte so lange, bis Falk fragte: „was giebt es?"

Ein todtenblasses Gesicht, und ein Paar Augen voll Thränen.

„Wer?"

Fräulein Klaudie.

„Was ist mit der?"

Georg wollte nicht sagen, daß er ihr Vertrauter wäre; er war bei seinem Herrn sehr zart geworden.

Als Ihr Gnaden, hob er an, bei Tische sagten, sie sollte fort; da wurde das Fräulein schneeweiß. Als sie aufstand, da war es mir, als schwankte sie. Wirklich konnte sie kaum die Füße fortrücken, als sie hinunter ging. Ich folgte ihr, um bei der Hand zu seyn, wenn's etwa eine Ohnmacht gäbe. Sie ging in das Loch unten. Ich sah hinein; da saß sie, blaß wie ein Geist, und die Thränen liefen ihr stromweise aus den Augen. Herr Obristlieutenant, das arme Fräulein ist, ehe wir gekommen sind, hier unter dem Druck Aller, besonders Fräulein Renatens, gewesen.

„Kerl, was unterstehst du dich!"

Georg fuhr muthig fort. Sie hatten ein Vaterherz für das junge, verstoßene Mädchen. Nun kann sie nicht von Ihnen weg, so wenig wie ich, und sollte ich Rittmeister werden.

„Guter Junge!“ sagte Falk, und wendete sich ab; denn in seinem Inneren ging etwas vor, dessen Spuren auf seinem Gesichte er dem Husaren verbergen wollte. „Hm! Zwang ist nichts!“ sagte er. „Will sie bleiben, so mag sie's. Ich werde mit der Schwägerin reden. Aber, Georg, das Fräulein — ein liebes Kind, das gestehe ich — aber vergnügt scheint sie nicht.“

Ja, Herr Obristlieutenant, das kann nicht anders seyn. Mit Meinesgleichen kann sie sich nicht einlassen, dazu hält sie sich zu gut, wie es auch recht ist. Für Fräulein Renate mag sie wohl zu hübsch, zu jung ...

„Kerl!“ — Doch fahre nur fort!“

An die frische Luft, sage ich, Ihr Gnaden, müßte sie. Ein Litthauer, recht sanft zugeritten, und mit ihr zuweilen ein Spazierritt! Wenn wir so wieder nach Hause kommen, ja, dann steht sie am Fenster, und sieht herunter, mit Augen und Blicken, die ich wohl verstehe. Sie bringt Ihr Gnaden Tartar oft Biskuit, und klopft ihm den

Hals, und bittet ihn, nicht so wild zu seyn. Sie mag wohl fürchten . . .

Falk wendete sich zum zweiten Male ab; doch das schöne Mädchen, das dem wilden Tartar Biskuit brachte und den Hals klopfte, stand wie ein schönes Gemählde vor seinen Augen da. Der kleine Litthauer, und die Husaren-Tochter im Sattel neben ihm, war das zweite Gemählde neben dem ersten.

Er wendete sich schnell zu Georg um, und sagte: in Alsberg ist Pferdemarkt. Wenn du ein schönes Thier finden kannst, das sicher ist, sehr sicher aber, so kauf' es. Von dem Husaren, ihrem braven Vater, wird ja doch etwas in dem Mädchen sitzen!"

Alle Himmel! sagte Georg im Vorzimmer mit fröhlichen Blicken. Bring ich sie auf's Pferd, so wette ich darauf, ich bringe sie auch neben ihn in den Sammetsessel auf der Estrade, und in's Brautbett dazu. O, mein lieber, guter Herr!

Er ging zu Klaudien, und flisterte ihr zu: Sie bleiben hier, gnädiges Fräulein.

Aber geschwiegen! Und, was ich sagen wollte, des Herrn Tartar ist noch einmal so zahm, wenn er von Ihnen Biskuit bekommt, und, gnädiges Fräulein, der Herr reitet wie der Teufel, und bricht einmal den Hals. Erschrecken Sie nicht! Aber woher kommt's? Sie sind eines Husaren Tochter. Ritten Sie zuweilen mit dem Herrn aus, so ginge es langsamer und besser. —

Wart! dachte Georg lächelnd, als er sein Paket an das Fräulein abgegeben hatte: auch ich habe meine Ritterbücher gelesen, und weiß wohl, was meinem guten Herrn fehlt. — Er hatte alles recht fein eingerichtet. Daß sein Herr morgen den Tartar reiten würde, vermuthete er zwar nur; aber — fodert er ihn, dachte er, so weiß ich, was ich weiß!

Daß Klaudie dem Tartar Biskuit bringen, und daß sein Herr das aus dem Fenster sehen würde, wußte er gewiß. Daß Klaudie auch bald würde reiten können, hoffte er, und eines Husaren Tochter auf

einem Pferde neben seinem Herrn....
Hurra! rief er, und warf seine Mütze in die Höhe, auf Renatens Haube.

Er Grobian!

Halten zu Gnaden, mein allergnädigstes Fräulein, sagte er fröhlich; ich habe so allerlei im Kopfe, und dann muß immer meine Mütze dran.

Klaudie war sehr glücklich; Sie blieb im Hause, der Herr hatte es gesagt. Biskuit legte sie bereit, um den wilden Tartar zahm zu machen. An das wilde Reiten des Herrn dachte sie mit Schrecken; aber wie konnte das arme Mädchen je mit dem geliebten Herrn ausreiten! Und doch fiel ihre Phantasie mit Entzücken über dieses Bild her. Georg schien ihr ein Engel.

Falk kündigte den beiden Damen an, daß Klaudie nicht weg wollte, und also bliebe. Man hatte viel dagegen einzuwenden; Falk war aber Falk, und ließ sich nicht bereden.

Am folgenden Morgen fragte Georg mit einer listigen Miene: welches Pferd, Herr Obristlieutenant?

„Den

„Den Tartar.“

Als sie von dem Ritte zurückkamen, stand Klaudie am Fenster, und lauschte verstohlen durch die Gardinen; Falk aber sah sie dennoch. Dann stand Falk wieder oben am Fenster, und Klaudie gab dem Tartar mit ihrer weißen Hand Biskuit, und klopfte seinen Hals.

Georg sah das mit großer Freude. Er zog den Tartar in den Stall, und sagte zu einem Husaren: „Potz Tausend! Du siehst in mir ein Stück von Wahrsager, und von Zauberer dazu. Ich bin ein gemeiner Husar; und doch, wenn ich pfeife, so tanzen die Engel im Himmel. Wie der Hauptmann im Evangelium bin ich; sage ich: komm! so kommt er; geh! so geht er; mach Hochzeit! so macht er!

Nun so erzähle doch! Was ist denn?

Ich möchte wohl; denn es wäre recht hübsch, wenn Ihr Alle sagen müßtet: der Georg ist ein ganzer Kerl! Aber ich muß es noch bei mir behalten. Kein Wort über die Zunge! nicht einmal einen Wink oder

so etwas! Ist die Pastete gar, dann werden sie Alle rufen: sieh da! und an Georg wird kein Mensch denken.

Du bist ein Narr, Kerl.

Ja, aber ein glücklicher! Vivat, es lebe mein Herr! und noch Jemand! —

Falk hatte Klaudien an des Tartars Halse gesehen. Die weiße Hand auf dem schwarzen Halse des Pferdes war ihm noch nie so schön, so weiß vorgekommen. „Alle Welt!" sagte er: „die ist eines Husaren Tochter! Das steckt im Blut. Sie soll mir auf das Pferd, helfe mir Gott!"

Mehr dachte er nicht dabei; denn er selbst wußte nicht, was in seinem Herzen vorging. Eines Husaren Tochter: das lös'te ihm das Räthsel. Georg aber wußte es besser.

Fräulein Renate konnte gar nicht begreifen, welch ein Satan zwischen ihre Plane trat. Klaudie hatte ja nicht ein Wort mit dem Vetter gesprochen; und beim nächsten Essen sah sie doch, daß der Vetter recht oft seine Augen auf Klaudien warf, und mit

Blicken, über die sie fast außer sich gerieth. Klaudie saß, wie gewöhnlich, stumm, mit niedergeschlagenen Augen, horchend auf jedes Wort, das aus Falks Munde kam.

Sie sehen, was die Uhr geschlagen hat! sagte sie zu der Cousine. Gewiß, sie muß fort!

Sie muß fort! antwortete die Cousine eifrig. Man kam auf den Oberförster zurück, der in der Mitte zwischen Falkenstein und Steinau wohnte. Frau von Falk versprach, dort vorzufahren, den Mann abzuhören, und ihn zu prüfen, ob er fähig sei, etwas für den Besitz des hübschen Mädchens zu wagen. Renate erklärte ihn für den kühnsten Mann auf dem Erdboden, und Klaudie, meinte sie, wäre ein Gänschen, das mit sich machen liesse, was man wollte. Beide Damen verabredeten nun noch einen Briefwechsel mit einander.

Er ist mein, dachte Renate, wenn nur Klaudie erst fort ist!

Das Vermögen ist mein, wenn er Klaudien nicht mehr sieht! dachte Frau von Falk auf ihrer Rückreise fast unaufhörlich.

Worauf denkt denn das Fräulein? fragte Renate Klaudien sehr giftig. Was haben Sie denn für einen Plan, mein allergnädigstes, schönstes Fräulein? — Das Fräulein sah sie groß an, weil sie diese Fragen nicht verstand. — Das gnädige Fräulein bildet sich wohl gar ein . . . — Sie hielt inne; ihr Genius warnte sie: aber sie war zu ergrimmt; das entscheidende Wort flog von ihren blauen Lippen — . . ., Frau von Falk zu werden?

In diesem Augenblick erkannte Klaudie ihr Herz. Das schöne Reich der Liebe breitete sich vor ihrer Seele aus: die geheime Gluth unter der Asche brach aus den innersten Tiefen ihres Herzens hervor, flog durch alle ihre Adern, und brannte rosenroth auf der schönen Wange, und als ein sanftes magisches Feuer in den schönen Augen. Auf einmal erkannte sie in der Furie, die vor ihr stand, ihre Nebenbuhlerin; auf einmal sah sie, warum sie hatte aus Falkenstein entfernt werden sollen. Nun strömten Thränen aus ihren Augen

und zum ersten Male Thränen des heißesten Schmerzes. Sie fühlte ihren Wunsch, und ihre Hoffnungslosigkeit zugleich. Aber das gab ihr Muth, sich zu wehren. Sie sah Renaten zum ersten Male dreist in's Gesicht, und fragte: was wollen Sie von mir, Cousine Renate?

Was ich will? Du sollst nach Steinau, hörst du? Du sollst!

Sobald der Herr Obristlieutenant es befiehlt, antwortete sie mit weiblicher Würde.

Er hat es befohlen. Er....

Er befehle es mir selbst!

Ja, ich weiß. Nun wird das wieder bei ihm angebracht, was ich hier gesagt habe.

Das? Lieber wollte ich tausendmal sterben, Cousine! tausendmal! Aber zugeben wird er nicht, daß der Uebermuth mich unterdrückt.

Welcher Uebermuth? wessen Uebermuth? Was meinst du damit?

Cousine, ich bedaure Sie. Wäre ich

eine Königin, ich würde dennoch nicht auf die Hand des herrlichen Mannes hoffen; gewiß nicht! O, glauben Sie mir, ich fühle, wer er ist. Ich bin nicht Seinesgleichen, nur sein Geschöpf. Er hat mir wohl gethan, wie Ihnen. Nicht einmal meine Wünsche, Cousine, stören Ihre Hoffnungen.

Renate erstaunte über diesen Ton, und fing an zu zittern. Mit den Paar Worten „Frau von Falk" hatte sie Klaudien auf einmal gehoben. Es gab ja also Menschen — Renaten und Falks Schwägerin —, welche glaubten, sie könnte Falks Gemahlin werden. Dadurch fühlte sie sich erhöhet: sie hatte jetzt eine Würde zu vertheidigen, und wäre sie ihr auch nur von fremder Eifersucht geliehen gewesen. Man konnte glauben, sie habe gehofft, Falks Gemahlin zu werden; auch so mußte sie aufrecht stehen, um Falks Ehre zu vertheidigen. Sie stand aufrecht vor Renaten, und diese schlich gedemüthigt von ihr weg.

## Klaudie und Renate erreichen ihre geheimsten Wünsche.

Nach acht Tagen kam Georg mit einem Damen=Pferde zurück, das so schön war, wie es seyn konnte. Falk aber sah finster aus, weil er nicht glaubte, daß Klaudie auf das Pferd zu bringen seyn würde.

Renate war vom Schicksal bestimmt, Klaudien von Einer Stufe des Glückes auf die andre zu heben. Falk sprach mit ihr — er suchte einen Vorwand — über Klaudiens ewiges im Hause Sitzen.

Renate fuhr sogleich auf ihre Beute los. Das sag' ich ja, Herr Vetter! So kann es mit dem Mädchen nicht bleiben. Sehen Sie doch nur, wie sie aussieht!

als hätte sie die Schwindsucht! aufgeblasen im Gesicht, feuerroth! Sie muß Zerstreuung haben.

„Alle Teufel! das Kind ist doch nicht krank? Was ihr Aussehen betrifft, Cousine, da irren Sie sich. Sie blühet ja, wie eine Rose. Aber Zerstreuung muß sie haben, Motion, frische Luft."

Recht, Herr Vetter! Sie muß den Ort verändern. Eine Fahrt nach Steinau.

„Ist nichts, ist, bei meiner armen Seele! nichts. Das hat mir mein Regiments-Chirurgus wohl tausendmal gesagt. Reiten, reiten ist die wahre Kur. Sie soll nach Steinau; aber reiten."

Wenn nur nach Steinau! dachte Renate. — Ja wohl, liebster Herr Vetter! ja wohl! Das sagte der selige gnädige Herr Oheim auch: reiten! reiten! Als er erst kein Pferd mehr bestieg, da war es mit ihm vorbei. Ja, nach Steinau! zu Pferde!

Falk ließ das Pferd aus dem Stalle ziehen, und es von Georg auf die Reit-

bahn bringen. Er ging zu Klaudien, und sagte: „Fräulein, Sie sind eines Husaren Tochter. Was ist das! immer mit der Nähnadel zwischen den Fingern! Das thut nicht gut! Sie müssen Motion haben, sagt Renate." —

Als Klaudie den Namen Renate hörte, fing sie an zu zittern. „Kommen Sie! Ich habe Ihnen ein Pferdchen gekauft. Wenn ich zehn Töchter hätte, sie müßten alle reiten können. Nun, Sie sind ja meine Tochter. Kommen Sie!"

Reiten? ich? sagte Klaudie erröthend. Ihr fiel ein, was Georg mit einem so räthselhaften Gesichte gesagt hatte: Sie müßte mit dem Herrn reiten, wenn er nicht den Hals brechen sollte. Ihre Wange glühete, und sie schlug die Augen nieder.

„Das Pferdchen ist so zahm, wie ein Schooßhund, Fräulein. Da ist nichts zu wagen. Nur nicht ängstlich! Ich weiß ja, Sie haben die Pferde gern. Mein Tartar läßt sich auch für den Biskuit recht schön bedanken."

Sie erröthete noch mehr. Ach, hob sie leise an, das war auch der Tartar ... — Sie erschrak vor dem, was sie sagen wollte.

„Alle Welt! nein, der ist Ihnen zu wild, Fräulein! Mit dem geht es noch nicht; sonst stände er Ihnen zu Dienst. Kommen Sie!“

Claudie dachte daran, daß sie ihrem Wohlthäter vielleicht das Leben retten könnte, und sie that einen Schritt vorwärts. Aber so, Herr Obristlieutenant? — Sie sah auf ihr Kleid.

„Ja, der Teufel, ja! da haben Sie Recht. Aber Georg hat Ihnen ein Kleidchen mitgebracht. Sie sollen es den Augenblick haben.“ Georg brachte ihr ein Reitkleid und einen Hut mit hohen wehenden Federn.

Georg wußte wohl, was er that. Er hatte kein Amazonen-Kleid bestellt, sondern ein weibliches Husarenkleid von eben der Farbe, wie Wenzels Staatsuniform. Er sah voraus, welche Wirkung das auf seinen

Herrn thun würde. Nun sagte er ihr, wie sie das Kleid anziehen müßte, und wartete dann auf sie vor der Thür. Klaudie legte mit Herzklopfen das schöne Reitkleid an, kräuselte die blonden Locken noch einmal, setzte den Hut auf, warf einen Blick in den Spiegel, erröthete vor dem reitzenden Bilde darin, und ging zögernd hinaus.

Georg gab ihr die Reitpeitsche, bat sie, ihre Furcht sich nicht merken zu lassen, versicherte, das Pferd sei so fromm, wie sie selbst, und brachte sie, nach einigem Zögern von ihrer Seite, glücklich auf die Reitbahn. Falk erstaunte, konnte die Augen nicht von dem schönen Mädchen abwenden, und fühlte ein unruhiges Herzpochen, eine mit banger Sehnsucht vermischte Fröhlichkeit. Auf dem Wege nach der Reitbahn hatte Klaudie noch einmal an Renatens Worte: „Falks Frau! Falks Geliebte!" gedacht; und nun stand sie, im Gefühle der weiblichen Würde, mit einer schamhaften Zurück-

gezogenheit, groß wie eine Königin, vor dem edlen Manne.

Falk beugte sich tief vor Klaudien, tiefer, als sonst vor irgend Jemand. „Mein gnädiges Fräulein,“ — so hatte er sie noch nie genannt — „es ist sehr gütig, daß Sie meinen Wunsch erfüllen wollen.“ Er stand nun neben ihr, und zeigte ihr Zaum, Steigbügel; doch in seinem Leben war er noch nie so verwirrt in seinem Unterrichte gewesen, wie jetzt. Als er den Zügel zwischen ihre Finger legte, wurde es noch schlimmer; denn er hatte nun die weiche, kleine Hand in der seinigen. Sie mußte in den Steigbügel treten, und er stellte ihr den Fuß zurecht. Dabei sah er den rothen Saffian-Stiefel bis über die Knöchel, und es war ihm, als hätte er noch nie einen Mädchenfuß gesehen: so klein, so rund, so schön kam ihm dieser vor! Er hatte aber den ernstlichen Vorsatz, sie recht ordentlich zu unterrichten. „Nun, Fräulein Klaudie, das rechte Bein hübsch gerade! recht gerade! den Körper gerade! So! o schön! Nun

heben Sie Sich, den rechten Fuß hoch über die Gruppe geworfen, in aufrechter Stellung. Ruhig! ruhig! so! hinunter! so! Alle Welt! Ich mache es nicht besser. Sie sitzen ja im Sattel, wie eine Puppe!"

Nun stellte Falk den rechten Fuß im Steigbügel zurecht, und wendete die Spitzen des Fußes einwärts. „Die Kniee, mein allerbestes Fräulein, dicht angeschlossen! Nein, dicht! dicht! Ich kann noch meine Hand zwischen Knie und Sattel halten."

Das Fräulein glühete wie eine Purpurrose bei diesem gefährlichen Unterrichte.

Falk schwang sich auf seinen Tartar, und nun ging es im Schritte vorwärts. Er legte ihr die Hand, die den Zügel hielt, zurecht, zuckte auch mit der Hand ein Paar Mal nach ihrem Knie, demselben die rechte Haltung zu geben; doch er hatte nicht den Muth dazu, — und Klaudie drückte das Knie, sobald sie seinen Blick bemerkte, so fest an, daß es sie schmerzte.

„Alle Teufel!" rief er auf einmal: „bin

ich doch so vergnügt, wie ein König!" Er ließ nun das schöne Mädchen die Schule durch machen, halten, wenden, rückwärts gehen, von der Seite führen. Klaudie horchte auf den freundlichen Lehrer mit großer Aufmerksamkeit, und begriff alles sehr leicht und schnell. Er fand nur noch Fehler in dem Halten der Hand — um die schöne, weiche Hand noch einmal drücken zu können.

Renate stand oben am Fenster, und fragte: was mag der Herr da zu jauchzen, und zu krähen haben?

Er lehrt Fräulein Klaudien reiten.

Wie? was? Sie riß die Augen weit auf, sah eine weibliche Gestalt neben Falk auf einem Pferde, und trat, wie gelähmt, von dem Fenster zurück; denn jetzt — das fühlte sie — war alles verloren.

O freilich, sagte sie dann in stillem Grimme: hätte ich mich so zudrängen wollen, wie diese ... diese ...

Und in demselben Augenblick faßte sie selbst den Vorsatz, reiten zu lernen. Schon

am folgenden Morgen fuhr sie in die Stadt, und bestellte ein Reitkleid, noch prächtiger, als Klaudie es hatte. Als sie zurückkam, war Falk mit Klaudien und allen seinen Husaren ausgeritten.

Jetzt mußte Klaudie die Liebe des edlen Mannes merken, der so sinnig neben ihr her ritt, der jedem Steine auswich, bei einem falschen Tritt ihres Pferdes vor Schrecken zusammenfuhr, und ihr Muth zusprach, wenn sie, bewegt von dieser Güte, still vor sich nieder sah. Er liebkos'te dem sanften Thiere, wenn sie zurückkamen, er besuchte es im Stalle, und bestellte einen eigenen Husaren zur Wartung desselben.

Während der Obristlieutenant seine Freudenritte hielt, lernte auch Renate, unter Anweisung eines Husaren, dessen Stillschweigen sie erkaufte, das Reiten, doch kurz und erbaulich.

Eines Morgens, als Falk sich mit Klaudien aufschwang, kam Renate auf Wenzels Goldfuchs in kurzem Galopp daher, und schloß sich, zu Aller Erstaunen, an Falks andre

Seite. Falk wurde von einem sehr freudigen Gefühl ergriffen, als er sie in einem sehr prächtigen Reitkleide auf seinem wilden Goldfuchse sah; doch in demselben Augenblicke wurde er auch für Klaudiens Ehre besorgt, und fand daher allerlei Fehler in Renatens Stellung. Diese aber ließ, mit dem festen Willen zu siegen, ihr Pferd im kurzen Galopp traversiren.

„Alle Welt, liebe sanfte Klaudie!" sagte Falk leise: „Muth gefaßt! Wir wollen ein wenig traben." Nun ging es vorwärts. Die beiden Nebenbuhlerinnen trabten um die Wette; doch der Sieg neigte sich auf Renatens Seite, da sie den wilden Goldfuchs ritt.

Falk konnte nicht ohne Neid, in den sich freilich Vergnügen mischte, den Muth sehen, womit Renate das Thier regierte. Diese fühlte — zu spät, und darum seufzend —, welch ein Mittel sie gehabt hatte, Wenzels Herz zu erobern; doch sie ließ die Hoffnung nicht fahren.

Klaudie ging still auf ihr Zimmer,

träumte von Liebe, und zog sich sanft vor Wenzels huldigenden Blicken zurück. Renate aber — sie wußte nun den Weg zu seinem Herzen — ging von Stall zu Stall, blätterte in Fuggers Zucht der Kriegspferde, studierte Sinds vollkommenen Stallmeister, oder Pricelius Pferdewissenschaft, und hatte tausend Fragen an Wenzeln zu thun, über das was sie las, und über die Kupfer, die sie besah. Sie kam nicht aus ihrem Reitkleide, und ritt alle Pferde im Stalle, selbst den Tartar. Falk probierte mit ihr Sinds Stallmeister durch. „Alle Teufel!" sagte er dann freudig: „welch ein Husar hätte in Ihnen gesessen, Fräulein Renate!"

Rief Falk nach dem Pferde, so saß Renate schon nach zwei Minuten auf dem Goldfuchs. Sie wagte alles, blieb selbst bei fliegender Carriere nicht zurück, und setzte über Gräben, über Schlagbäume. Ihre Kleidung wurde immer soldatischer, und jeden Tag setzte sie den guten Falk mit etwas Neuem in frohes Erstaunen: sie

feuerte in voller Carriere ihre Pistolen ab, und zog mitten im Galopp den leichten Säbel, der an ihrer Seite hing.

Wenzel konnte nicht umhin seine Cousine zu bewundern, und fühlte immer mehr Wohlwollen für sie. Klaudie war stets in weiblicher Kleidung, und zog das Reitkleid nur an, wenn sie des Morgens ihren Spazierritt mit dem Herrn machte; selbst das Reitkleid wurde immer weiblicher, und der Filzhut mit der runden Feder verwandelte sich in einen seidenen. Je mehr sich Renate an Wenzeln drängte, desto mehr zog Klaudie sich sanft zurück.

Georg fluchte, und als er Klaudien einmal allein traf, sagte er: Fräulein! gnädiges, liebes Fräulein! Sie müssen mehr reiten, und wenn Sie es auch nicht lieben. Sie müssen — denn Fräulein Renate . . . alle Henker! — die versteht es! —

So gut Klaudie dem ehrlichen Georg auch war, so verbot sie ihm doch recht ernstlich, von dem Fräulein etwas Unziem-

liches zu reden. Sie blieb bei ihrem stillen Eigensinn, wie Georg es nannte, und Fräulein Renate gewann einen Schritt nach dem andern in Falks Gewogenheit. Er ließ sie rufen, wenn er ein neues Buch über das Reiten bekommen hatte. Sie verstand sich auf die Schönheit, auf das Alter der Pferde, machte, so gut wie der Obristlieutenant, und am meisten in seiner Gesellschaft, die Ronde durch die Ställe, und begleitete ihn auf der Jagd, wozu sich Klaudie durchaus nicht bewegen ließ. Wie könnte ich ein Thier ermorden! sagte sie Wenzeln, als er darüber redete.

„Ermorden, Fräulein?" fragte er stutzend. „Alle Welt! ermorden? Ich bin ein Jäger, aber kein Mörder." Er war in der That empfindlich; doch Klaudie ging nicht mit, sondern blieb auf ihrem Zimmer, und zitterte vor Renaten, die nicht allein Sinds vollkommenen Stallmeister, sondern auch Mottins Taktik für die Cavallerie, Kleists Regeln für den Husarenofficier, und andre Kriegesbücher heimlich

las. Falk konnte nicht begreifen, wie es zuging, daß Renate mehr über den Husarendienst reden konnte, als er selbst. Sie wußte alle Kunstausdrücke, und verstand ihn bei dem ersten Worte, ob er gleich sonst jedes Mal, wenn Frauenzimmer nach seinen Feldzügen fragten, nicht damit fertig werden konnte, ihnen das Wesen deutlich zu erklären.

„Ei der Henker, lieber Rektor!" sagte er; „die Renate hat Verstand für Hundert. Ich glaube, die könnte eine Armee kommandiren, wie die Königin Zenobia, von der sie mir erzählt haben. Ja, wäre sie so hübsch, wie sie spricht und reitet, so ... Das Mädchen fängt ordentlich an mir zu gefallen."

Da Renate sah, wie viel sich aus Büchern lernen läßt, so ging sie in des Rektors Bibliothek, blätterte mehrere Katalogen durch, und fand — mit funkelnden Augen und hoffendem Herzen — darin auch: die vollkommene weibliche Toilette, ein Buch über unschädliche Schminke. Sie

fuhr in die Stadt, trieb einen ganz heimlichen Verkehr mit einem Buchhändler, und hatte schon nach acht Tagen ein Dutzend Bücher, welche die Kunst sich zu verschönern lehrten, und welche sie nur ganz in der Stille las. Nicht lange, so wurde nun Renate nach und nach — niemand wußte, wie das zuging — gewissermaßen wieder jünger und hübscher.

Ihr Haar wurde braun, lockig und länger; ihre Wangen rosenroth, ihre Haut im Gesichte so zart und weiß, daß man die Adern darunter sehen konnte. Ihre sich mit jedem Tage vermehrende Hoffnung (denn sie gewann augenscheinlich Wenzels Wohlwollen immer mehr) und ihre innere Freude darüber, daß sie die junge und schöne Klaudie besiegt hatte, thaten das Meiste: sie wurde dadurch freundlich, so daß man sie kaum wieder erkannte.

## Was kann nicht ein kleiner Fuß!

Der kluge Georg sah mit finsterem Unmuth, daß alles die Quer ging, und wurde für seinen Plan besorgt. Er schauete Renaten durch und durch, und sagte wohl zehnmal vor sich: die listige Katze! Aber seinem Herrn durfte er mit Sticheleien auf Renaten nicht mehr kommen, seitdem sie den Husarendienst so gut verstand. Das Einzige, was er den vielfachen Künsten der zu seinem Schrecken wieder jung gewordenen Renate entgegensetzen konnte, war Klaudiens kleiner, niedlicher Fuß in dem rothen Stiefelchen.

„Welch ein Fuß, Georg!" hatte Wenzel den Abend, da er Klaudien zum ersten

Mal reiten lehrte, ausgerufen. „Welch ein Fuß! welch ein schönes Bein! Es machte mir ordentlich Vergnügen, das kleine Füßchen zu berühren."

Diesen kleinen Fuß nun machte Georg, so oft er konnte, zum Gegenstande seiner Unterredungen mit dem Herrn, und am nächsten Morgen sah dann Falk wieder mit Vergnügen, wie Klaudie auf ihr Pferd stieg.

Renate merkte das, und war gar nicht unbesorgt, ob sie gleich, wenn sie sich im Spiegel ansah, nicht zu begreifen wußte, wie Falk den Unterschied zwischen ihren und Klaudiens Jahren bemerken könnte. Die Jugend war doch jetzt alles, was Klaudie voraus hatte. Aber — dennoch ritt Falk, wenn Klaudie auf dem Pferde saß, langsam neben ihr her, Renate mochte auch noch so oft anfangen, sich in Galopp zu setzen.

Diese fühlte zu ihrem Schrecken, daß sie wieder verlor, was sie erobert hatte, und daß sie die Sache auf eine andere

Weise angreifen mußte, wenn sie Siegerin seyn wollte. Sie studierte nun sehr eifrig Wenzels Ritterbücher; diese waren noch immer seine Lieblings-Lektüre, und hätte er nicht die Mummerei auf dem Rittersaale förmlich für Lapperei erklärt gehabt, so würde er wohl gern noch einmal eine angestellt haben.

Renate lauerte ihm diesen geheimen Wunsch bald sehr listig ab, und befragte ihn nun um die Beschaffenheit eines Turniers. Da funkelte sein Auge, und er holte einen großen Kupferstich herbei, der ein Turnier vorstellte. Sie besahen das Blatt mit einander, und Renate legte dabei ihren Arm auf seinen Rücken, um desto besser sehen zu können

Der große Platz im Garten, hob sie an, wäre ein recht schöner Platz zu einem Turnier, lieber Herr Vetter.

Er sah sie mit hellen Augen an. „Was würden aber die Leute sagen!"

Sie müssen zusehen. Wir sagten, es wäre eine Husarenübung, weil vermuthlich

der Krieg bald wieder losgehe. Die Kosaken haben ja Lanzen, Herr Vetter. Was wissen die Bauern davon, daß Kosaken und alte Ritter zweierlei sind! (Wenzeln schlug das Herz vor Freude.) Und am Französischen Hofe, fuhr Renate fort, haben sie ja noch erst neulich ein Turnier angestellt.

„Wie! erst neulich? Nun, so stelle ich auch eins an, und zwar im hohen Gezeuge!"

Er überlegte die Sache noch mit Georg. Dieser dachte an Klaudien, die schöne Dankaustheilerin, und rieth fröhlich zu. Dann ging es zu dem Rektor, der erst die Frage that: War es etwas Gutes?

„Ja, das weiß Gott, etwas sehr Gutes, lieber alter Freund; etwas Christliches sogar."

Nun so thun Sie es! Das Gute muß erhalten, und, wenn es außer Gebrauch gekommen ist, wieder hergestellt werden. — Falk wollte Ehre einlegen; er ließ daher alle Bücher kommen, die von Turnieren han-

delten, und erhielt unter andern auch die beiden dicken Quartbände der Bibliotheca equestris von Burgemeister. Er blätterte darin auf und ab, und fand den Namen Falkenstein zwölfmal bei den sechs und dreißig Turnieren, die in Deutschland gehalten worden sind. Doch er verschwieg seine Freude, weil die Ritter nicht Falk von Falkenstein, sondern nur Falkenstein hießen. Freilich war es höchst wahrscheinlich, daß er von diesen alten Turnierhelden abstammte; indeß doch nicht gewiß.

„Alle Teufel!" sagte er, und hielt seinen Finger auf den Namen Falkenstein: „meine halbe Herrschaft gäbe ich darum, wenn ich sicher wüßte, daß einer von meinen Ahnherren" — hier funkelten seine Augen von frommer Freude — „ein Falkenstein, ausgezogen wäre, um Unrecht zu hindern, Unglücklichen zu helfen! Nun, Gott stehe mir bei! Ich gebe mein Turnier, so gut, wie es ein Ritter gegeben hat."

Der arme Wenzel hatte noch viel abzumachen, ehe er sagen konnte: es ist so

weit. Nicht ein Einziger von seinen Leuten war ja turnierfähig. Der Rektor lächelte, als Falk mit seinem Zweifel hervorrückte und also die Sache ganz ernsthaft nahm; er war aber zu gutmüthig, und viel zu sehr Freund seines Freundes, um dessen Vergnügen zu stören. Auch er nahm die Sache ernster, las ein Paar Kapitel im Dürnstein und Spangenberg, und brachte nun den Obristlieutenant auf den Gedanken, seine Husaren, die ja Ritterthaten im Kriege gethan hätten, zu Rittern zu schlagen.

Falk sah finster vor sich nieder. „Freilich, lieber Rektor, kommt in den Ritterbüchern vor, daß ein Ritter seine Knappen zu Rittern schlägt; aber ich — ich?"

Sie sind ja Ritter! sagte der Rektor, auf Falks Orden zeigend.

„Und am Ende," sagte Falk nun fröhlich, „ist es ja nicht völliger Ernst." Er schlug nun seine sämmtlichen Husaren (doch ohne alle die Ceremonien, welche er wohl kannte) summarisch zu Rittern, halb lachend, um einen Scherz daraus zu machen.

„Ich will," sagte er hinterher sehr ernst zu dem Rektor, — „ich will mein Leben daran setzen, Herr Rektor: kein Kaiser hat bei dem Römerzuge auf der Tiberbrücke bravere Leute zu Rittern geschlagen, als ich heute zum Spaß. Sie alle liessen ihr Leben für mich; und wer weiß, ob das Se. Majestät der Kaiser hat von seinen Leuten sagen können."

Jene Leute konnten auch ohne Zweifel das nicht von dem Kaiser sagen, was die Ihrigen von Ihnen, lieber Freund.

„Was können sie sagen! Bei meiner Seele, sie lieben mich mehr, als ich sie. Den Georg möchte ich manchmal an die Brust drücken; aber ... Ach, die Subordination ist etwas Schweres!" —

Falk hatte zwar seine Leute zu Rittern geschlagen, doch nur mit wenigen Ceremonien. Sie sollten nicht über ihn lachen, daß er ein Spiel so ernstlich trieb. Auch hatten die Leute nichts gemerkt, und würden gar nicht erfahren haben, warum ihr Herr sie mit dem Ritterschwerte so sanft

geschlagen, wenn Georg nicht gewesen wäre. Dieser verstand seinen Herrn, und merkte dessen Absicht. Das Turnier war nun gewiß, und er hoffte, Klaudien neben dem Herrn in den Sammetsessel zu bringen. Seine Mütze mußte wieder daran: so glücklich fühlte er sich. Gebt Acht! sagte er zu den andern Husaren: wir turnieren! Und ihr seid etwas geworden, das ihr nicht wißt. — Sie fragten. — Ritter, seid ihr geworden, so gute Ritter, als je einer ein Pferd zwischen den Knieen und eine Lanze in der Hand gehabt hat!

Reiter, Georg! aber nicht Ritter!

Ritter, sage ich; gute, echte Ritter, daß ihr jetzt jedem Edelmanne, sobald er Euch schief ansähe, den Handschuh vor die Füße werfen könntet, wenn es nicht ein Geheimniß seyn sollte, das wir nicht verrathen dürfen.

Die Leute wollten mehr wissen, und Georg setzte ihnen die Sache aus einander. Einer zweifelte, ob der Herr auch Ritter machen dürfe.

So gut, wie der Kaiser, sagte Georg; denn wenn der Herr, der bravste Mann in der Armee, der Thaten gethan hat, wie kein Andrer, und dabei so sanft ist, wie ein Lamm — wenn der keine Ritter machen könnte, so könnte es auch der heilige Georg nicht, unter dessen Banner Ihr von jetzt an steht. Der heilige Georg war nicht frömmer, sanfter und tapferer, als unser Herr. Gäbe es noch Lindwürmer, unser Herr würde auch mit denen fertig. Wir sind also Ritter, aber ganz heimlich; es darf kein Mensch wissen. Also geschwiegen! Und wir turnieren, das werdet Ihr sehen!

## Das Turnier.

Georg rechnete darauf, daß Klaudie den Dank ertheilen sollte, Renate rechnete auf mehr; Beide aber verrechneten sich. Sobald Falk erklärt hatte, daß ein Turnier gegeben werden sollte, war Renate sehr geschäftig, alle Anstalten so prächtig und so genau zu machen, als es ein alter Ritter Falk oder Falkenstein nur hätte verlangen können. Sie saß mit Wenzeln fleißig über den Büchern, und studierte die Kleidungen, welche sie dann nach ihrer Angabe machen ließ. Auch bestellte sie, daß die schönste Rüstung in dem Rittersale für Falk vergoldet werden mußte.

Falk stieß überall an, und Renate wußte für alles Rath. Es wurde ein Platz geebnet und mit Sand befahren; die Schranken wurden gebauet, und eine Loge mit einem prächtigen Baldachin, für Renaten — Oder Klaudien! sagte Georg, der sich auf den schönen Fuß des Fräuleins verließ. Aber Renate war listiger als Georg, und auch mächtiger. Sie that dem Ritter Falk den Vorschlag, das Turnier an ihrem Geburtstage zu halten. In der Freude, auf diese Art einen guten Vorwand für sein Turnier zu bekommen, willigte Falk sogleich ein. Natürlicher Weise kam aber nun hinterher, daß Die, zu deren Ehre das Turnier gehalten würde, den Dank austheilen müßte; und dies war auch das Wenigste, was Falk für Renaten thun konnte, da sie sich seines Vergnügens so annahm.

Mit großem Ernst las Renate ihm vor, daß ein schöner Edelknabe im prächtigsten Schmuck der Gräfin von Zäringen gefolgt sei.

„Einen Edelknaben müssen wir haben, Cousine. Aber wen?"

„Ei,

Ei, wir haben ja Klaudien. Sie wissen Herr Vetter, wie still sie ist, wie zurückgezogen. Zu etwas anderm ist sie nicht recht brauchbar. — Das wollte nun Wenzeln gar nicht in den Kopf, da er sich schon die schöne Klaudie an seiner andern Seite unter dem Thronhimmel gedacht hatte. Er sagte nicht Ja, nicht Nein. Aber — der Thronhimmel war fertig; und, siehe da! es hatten nur zwei Personen Platz darunter. Georg suchte Renatens Plane zu durchkreuzen; doch das ließ sich nicht mehr thun, da Falk Renaten einmal sein Wort gegeben hatte.

Den Förster, den Verwalter, den Amtmann, den Rektor, versah Renate mit prächtigen altdeutschen Kleidern, als Räthe, Turniervögte und Seulwärtel; ein Paar Bauern machte sie zu Grieswärteln und Prügelknechten. Eine neue Fahne mit dem Bilde des heiligen Georg, der den Drachen mit seiner Lanze tödtet, wurde über dem Balkon ausgesteckt.

Klaudie bekam ein blau-atlassenes Kleid,

mit aufgeschnittenen Spanischen Aermeln und Beinkleidern, einen blaßrothen Mantel, weiße Schuhe mit Rosen, und einen Spanischen Hut mit hochwallender Feder. Falk bat sie selbst, ihm zu Gefallen einen Edelknaben zu machen. Obgleich Georg ihr gerathen hatte, sie möchte Nein sagen, so willigte sie dennoch ein; denn Falk hatte ja daran so viele Freude. Alles war endlich zu dem großen Tage bereit. Renate trug ein dunkelrothes atlassenes Kleid, und darüber einen blaßgelben Mantel mit Pelz gefüttert. Eben die Farbe trug Falk, ihr zu Ehren. Sie war sehr glücklich, als sie vor den großen Spiegel trat, und ihr Bild darin betrachtete, da sie heute alle ihre Kunst aufgeboten hatte, sich zu verjüngen, und es ihr vorzüglich gelungen war. — Aber sie hatte sich nicht weniger verrechnet, als Georg: der Edelknabe setzte sie in Schatten, und an ihm scheiterten ihre Plane. Ein blasses Roth hatte Klaudiens Wangen nur angehaucht; die blonden Lokken hingen reich über die Schultern und

den Rücken hinunter. Georg blieb wie entzückt vor ihr stehen, und sagte: Fräulein, ein guter Geist hat Renaten den Gedanken eingegeben!

Falk stand in der goldnen Rüstung auf seinem Zimmer, und der Helm lag schon neben ihm. Sein blondes Haar hing in fallenden Locken auf den Harnisch herab; in den Augen funkelte die Freude über den heutigen Tag, und er war jugendlich schön, wie Achill. Georg trieb Klaudien, daß sie zu Falk hinein gehen sollte.

„Gott helfe! Fräulein, sind Sie das?" rief Falk, und in seinen frohen Augen funkelte doppeltes Feuer.

Ein armer Edelknabe, sagte Klaudie, fast ein wenig empfindlich darüber, daß sie eine solche Nebenrolle zu spielen hatte. Auch war es das Einzige, was sie sagen konnte.

„Arm? arm? O Fräulein! wenn Engel arm sind, so sind Sie es auch. Sie sehen bei meiner Seele aus, wie ein Engel ohne Flügel." Er trat ihr näher. Die

arme Klaudie schlug die Augen nieder, und ihre Wangen färbten sich mit einem schönen Purpur, als Falk sie mit augenscheinlichem Wohlgefallen betrachtete.

„Arm!" sagte er noch einmal. „Wäre die ganze Welt mein, ich wollte sie Ihnen schenken, wenn mich nur Ihr Auge darum bäte!" Mit diesen Worten drückte er Klaudien an die Brust, und sie fühlte zum ersten Male den Triumph der Liebe. Sie entzog sich seinen Armen, und sagte im Weggehen: sie wolle die Andern rufen. Falk hatte nicht den Muth, sie zurück zu halten; in seiner Brust wallte eine Unruhe, eine Sehnsucht, die er nie gefühlt hatte, und immer stand ihm der schöne Edelknabe vor den Augen.

Jetzt rauschte stolz Fräulein Renate in das Zimmer, hinter ihr alle Ritter, Turniervögte, Gries- und Seulenwärtel. Falk mußte gestehen, daß Renate schön gekleidet war. Er ging durch die Reihen, um Helmschau zu halten, und konnte vor Vergnügen nicht reden. Indeß, ob ihm gleich alles

gefiel, so kehrten seine Blicke doch immer wieder zu dem Edelknaben zurück, dessen Küsse auf seinen Lippen noch brannten. Er setzte den vergoldeten Helm auf, und zog das Visier zu, um nur sein Gesicht zu bedecken. Dann gab er den Wink, daß man in die Schranken einreiten sollte.

Feierlich ging alles die breiten Treppen hinunter, zu den wiehernden Pferden, die schon bereit standen und in dem Sande scharrten.

Renate hatte durchaus das ganze Turnier Punkt für Punkt nachahmen wollen, und für sich einen milchweißen Zelter gefodert. Der Obristlieutenant hatte einen Schimmel, milchweiß, wie ihn Renate verlangte, ein stolzes, edles Thier, aber scheu und eigensinnig, so daß nur Falk allein, und überdies nicht immer mit Sicherheit, es reiten konnte.

„Das kann ein Unglück geben, Fräulein!" sagte er, als Renate davon anfing. Aber, meinte Renate, es sind ja nur ein Paar Hundert Schritte bis zum Turnier-

platze. Und neben mir sind ja der Rektor und Klaudie auf zwei Damenpferden. Wir reiten Schritt. Ueberdies ist kein anderes gutes Pferd für mich da; denn die übrigen müssen turnieren.

Das alles war richtig; Falk sagte aber dennoch: es kann ein Unglück geben! Er bewunderte Renatens Muth, und eben das war ihre Absicht.

Der Rektor und Klaudie ritten ihre Damenpferde. Der Förster, der jetzt wenig mehr ritt, weil er sehr korpulent geworden war, hatte die Georgsfahne zu tragen; der Amtmann, zwei Verwalter, als Burgvögte und Seulenwärtel, ritten nur bis an die Schranken. Man hatte ihnen daher, da die Reitpferde von den Rittern und Knappen gebraucht wurden, vier schwere elephantenartige Kutschpferde gegeben, die aber, wie Falks sämmtliche Pferde, muthig waren und sich im Reitzeuge nicht gewöhnlich fanden. Einige Knechte, als Hofgesinde, schlossen diesen ersten Zug.

In einer weiten Entfernung folgte nun

der Ritter Falk mit gebäumter Lanze, in goldner Rüstung, auf dem Tartar; hinter ihm die Ritter, hinter denen die Grieswärtel, die Prügelknechte und Knappen, Knechte und Bauern: ein langer prachtvoller Zug, bei dessen Anblick Falks Augen funkelten.

Fräulein Renate bestieg mit Herzklopfen den prächtig angeschirrten Schimmel, mit seinem hohen Federbusch auf der Stirn, und hintennach flatternder, fast bis auf die Erde reichender, Schabracke. Neben ihr ritten der Rektor und Klaudie auf ihren kleinen Pferdchen.

Hinter diesen dreien bestieg der Förster seinen Elephanten, und ergriff St. Georgs Fahne, deren Flattern und Klatschen seinen Gaul gleich Anfangs unruhig machte. Hinter ihm, auf ihren Kutschpferden, der Amtmann und die Turniervögte, wieder drei, dann das Hofgesinde, das zu Fräulein Renate gehörte.

In feierlichem Schritte ging es vom Hofe hinunter in das Dorf. Nun schwan=

gen sich die Ritter auf, und die Knappen, und langsam ging es den Hof unter den Linden hinab. Aber — aber als sie aus dem Hofe kamen, war der Vortrab verschwunden.

„Alle Teufel!" rief Falk, das Visier aufschlagend: „wo ist das Fräulein?" Er starrte vor sich hin, und sah nichts, gar nichts.

Endlich sah ein Husar seitwärts die flatternde Fahne des Heiligen Georg, die zuweilen aus einer Staubwolke hervorsah. Er rief: dort! sie reiten nach Radenberg zu.

Der Vortrab, mit dem Fräulein an der Spitze, war glücklich vom Hofe herunter gekommen. Aber beim Schwenken rechts, sah Renatens Schimmel die Fahne über sich flattern, und schoß seitwärts. Der Elephant, den der Förster ritt, machte ebenfalls einen Seitensprung, und die Fahne flatterte dem Schimmel wieder vor den Augen. Nun war kein Halten mehr: in voller Carriere flog Renate über das Feld weg, und der Förster, dem Falk befohlen

hatte, auf sie zu achten, hinter ihr drein. Die drei Kutschpferde, die zu des Försters Elephanten gehörten, blieben nicht zurück. Alles setzte sich in Carriere, und so wurden der Rektor und Klaudie von dem heftigen Strome mit fortgerissen. Der Förster holte Renaten ein; aber die Fahne, die er nicht mehr recht regieren konnte, flatterte bald über dem Schimmel, bald über seinem eigenen Pferde, bald über den andern. Das Geschrei der Menschen, und das Stampfen des Galopps machten die Thiere noch wilder, und so flogen sie unaufhaltsam davon.

Klaudie und der Rektor lenkten mit großer Mühe ab. Die Andern galoppirten in einer dichten Staubwolke auf Radenberg zu, und durch das Thor in das Städtchen hinein.

Zum größten Unglück für Falks Turnier, war in dem Städtchen gerade Jahrmarkt. Das Geschrei der Leute, die sich retteten, machte die Pferde noch wilder. Der Förster konnte sich und seine Fahne, die ihn

von seinem Herrn als ein Heiligthum auf Leib und Leben empfohlen war, auf seinem wilden Elephanten kaum halten. Das Ungethüm flog zwischen die Buden hinein: links stürzte ein Tisch mit Band; rechts eine Glasbude. Die Gläser klirrten, die Verkäufer schrieen und schimpften. Jeden Sprung der wilden Reiterei bezeichnete der Umsturz einer Bude, womit immer Zerstörung verbunden war.

Doch das Aergste sollte erst folgen. Am Ende der Buden war zwischen der Kirche und einer Reihe Häuser der Topfmarkt. Zwischen zwei Gebirgen von Töpfen lief ein schmaler Fußsteig hin, und in diesen Fußsteig stürzten sich die galoppirenden Pferde.

Hier wurde der Amtmann zuerst unter einem zusammenstürzenden Topfhaufen begraben. Der Förster sprengte auf seinem Elephanten durch die fallenden Ruinen, und warf mit seiner Fahne alles über den Haufen. Sein Elephant bäumte sich; denn etwas weiter hin empfingen ihn die Töpfer=

weiber mit Scherben, Geschrei und Wehen der Schürzen, die sie abgebunden hatten. Er sank mit seiner Fahne in die Töpfe, und schrie, als wäre er unter Mörder gefallen. Auch war es nicht viel anders; denn alles, was Hände hatte, prügelte auf den Förster und den Amtmann los.

Das Fräulein saß noch; ihr milchweißer Zelter kehrte aber kurz mit ihr um. Nun warf sie ein Paar Leute ihres Hofgesindes von den Pferden, die in dem engen Wege nicht ausweichen konnten. Ihr reicher Mantel wurde ihr von den Schultern gerissen; der Hut fiel in einen großen tiefen Topf. Doch ihr Schimmel arbeitete sich in der Wuth und Angst rechts und links durch. Er wollte wieder in die Buden hinein; da standen aber alle Verkäufer, alle zusammengelaufene Menschen, schrieen, klatschten in die Hände, und weheten mit den zerrissenen Fetzen der Leinwand an den Buden.

Der Schimmel that ein Paar Sätze, warf Renaten auf die Erde, flog nun seit-

wärts in eine Gasse, und war bald verschwunden.

Das Fräulein wurde von Käufern und Verkäufern eben nicht sehr höflich behandelt, und die Uebrigen von den Töpferweibern nicht besser. Man glaubte, sich alles mit ihnen erlauben zu dürfen: denn man hielt sie für eine Gesellschaft von Kunstreitern, die heute zum ersten Male ihre Künste zeigen wollten; und diesen Gedanken konnte der seltsame fremde Anzug der zerstörenden Karawane leicht veranlassen. Wie erschrak man aber, als auf einmal Falk und sein Gefolge mit gesenkten Lanzen zwischen den Buden in scharfem Trott daher sprengten, doch ohne Schaden zu verursachen.

Falk sah von weitem Renaten von dem zankenden Pöbel umgeben, der sie hin und her riß. „Alle Höllenteufel!" rief er: „wollt ihr das Fräulein in Ruhe lassen?" Er sprengte vorwärts, und sein Gefolge ihm nach. Als er Renaten sah, mit dem bleichen Gesichte, von dem alle Schminke abgerieben war, mit dem kurzen Haar,

(das falsche war verloren gegangen) fühlte er herzliches Mitleiden mit ihr. So eben hatte er ihr wieder auf ein Pferd geholfen, und so eben wollte er nach den Andern fragen; da trat ein Mann mit zwölf anderen Menschen auf ihn zu, und fragte in einem rauhen Tone: wer ist der Herr von der Bande?

„Bande? Höllenteufel! Kerl, meinst du uns?"

Ja: eben euch! Ein Hochedler Magistrat hat mir befohlen, euch zu arretiren, die ganze Bande.

Falk legte dem Manne die Lanze so kräftig über den Rücken, daß er aufschrie. Die zwölf Männer hoben ihre Prügel; der Kampf war aber zu ungleich, da sie nur auf Panzer und Schilde schlugen. Die Ritter hingegen bearbeiteten mit ihren Lanzen die Stadtwache so unbarmherzig, daß sie nach fünf Minuten in die Flucht getrieben war.

Nun sprengte Falk nach dem Topfmarkte, um seinen Vortrab aus den Hän-

den der wüthenden Weiber zu erretten; und der Anblick so vieler geharnischten, bewaffneten Reiter machte auch hier dem Streite bald ein Ende.

Nachdem Falk sich verständigt hatte, zog er die reiche Börse aus seinem Gürtel, und bezahlte die Töpfe, deren Werth und Zahl man ihm doppelt angab. Jeder, der etwas verloren hatte, wurde befriedigt. Man fing nun an, sich ruhig zu unterhalten. Der Schimmel wurde wiedergebracht, und es waren rings umher nur freundliche Gesichter, als auf einmal die Sturmglocke von der Stadtkirche erscholl, und eine Compagnie Bürger, die der Magistrat sogleich versammelt hatte, gegen Falk, der auf der freien Straße hielt, mit Flinten und Degen anrückte.

„Was soll das heißen, Kinderchen?" fragte Falk, ihnen langsam entgegen reitend.

Jetzt eben stieg Fräulein Renate, die bisher in einem Hause ihren Anzug wieder zu ordnen gesucht hatte, mit dem geprügelten Förster, dem Amtmann und Verwalter

in einen Wagen, und fuhr eine andere Straße nach Falkenstein zu. Sobald sie weg waren, fragte Falk noch einmal: „was soll das heißen?"

Der Bürgerhauptmann erklärte ihm, daß er sich gefangen geben müsse.

„Alle Welt! Ich? Kinderchen, ich? Hört, Kinderchen, sagt Dem, der euch hergeschickt hat, der Obristlieutenant Falk von Falkenstein gäbe sich nicht gefangen! . . . Die Lanzen gesenkt! Vorwärts! Marsch!" Und nun ging es mitten durch die Bürger, welche links und rechts über einander fielen, und nicht mehr daran dachten, ihn und seine Begleiter aufzuhalten.

Der Wagen wurde mit einer Eskorte vorausgeschickt. Falk blieb vor dem Stadtthore eine halbe Stunde halten, um zu sehen, ob man noch etwas wollte. Es kam eine Menge Menschen aus der Stadt, um die Ritter zu sehen, doch alle sehr friedlich. Unglück war nicht angerichtet, so viele Menschen man auch niedergerannt hatte. Der Magistrat, der endlich erfuhr, daß nicht

Kunstreiter, sondern ihr Nachbar, der edle veste Reichsfreiherr Wenzel Falk von Falkenstein, im Spiele gewesen war, bereuete seine Uebereilung ein wenig, und ließ die Sache ruhen.

In der Hitze des Streites hatte Falk an nichts gedacht als an den Streit; doch nach den ersten hundert Schritten ritt er ein wenig mit gesenktem Kopfe. „Ei nun!" sagte er endlich; „der Französische Hof hat ein Turnier gegeben: was kann ich für Unglück!" Er reichte dem Edelknaben, der jetzt neben ihm ritt, die Hand, und mit einer noch andern Wärme, als der Liebe; denn mitten im stärksten Gefechte hatte er das furchtsame Fräulein immer an seiner Seite gesehen. „Gott helfe mir, liebstes, theuerstes Fräulein! Sie sind doch ohne Schaden? Bei so einer Gelegenheit müssen Sie hinten bei der Bagage bleiben; denn vorn, wo Sie waren, setzt es meistens 'was. Sie hielten ja immer an meiner Seite."

Ach, gnädiger Herr, mir war so bange, es könnte Ihnen etwas zu leide geschehen.

„Wie

„Wie! wie! was! darum? darum? O, mein Herzensfräulein, von jetzt an, von dieser Minute an — sehen Sie, ich weiß keine Worte zu finden; aber das Herz ist mir so voll! so voll! Ja, wenn ich Ihnen nicht im Leben und Tode beistehe, wie ein Freund, mit Gût und Blut, mit allem was ich habe und bin, mit Hand und Mund, mit Rath und That... — Alle Teufel! das ist ja ganz und gar nichts, liebstes Fräulein! Mit ... mit dieser vollen Brust, die voll Seligkeit ist und, Gott weiß warum, jetzt auch voll Schmerz, so daß ich weinen möchte! — ja, will ich sagen, so sollen mich die Topfweiber prügeln, wie den Amtmann! Das ist ein hoher Schwur! ... Bei mir, weil Sie glaubten, man würde mir etwas zu Leide thun? O, Sie gutes, liebes Kind!" — Er ritt den ganzen Weg neben Klaudien, und war, trotz dem Unglück, so fröhlich wie ein Vogel in den Lüften. Georg sagte: das hat der Himmel geschickt.

Als sie zu Hause kamen, lag Fräulein Renate, wirklich krank, im Bette. Sie ver=

langte, das Turnier sollte aufgeschoben werden. „Nun ja!“ erwiederte Falk; „wir wollen es aber, da wir nun einmal Alle im Stande sind, blind durch machen.“

Klaudie war bald wieder in Damenkleidung, und saß unter dem Thronhimmel. Falk turnierte, und warf alle seine Gegner vom Pferde, doch ohne daß Jemand Schaden nahm. Renate hatte den Dank des Turniers weggeschlossen, und erst jetzt vermißte man ihn. Klaudie war in Verlegenheit, als Falk mit gesenkter Lanze vor ihrer Loge hielt, und den Dank foderte, den der Rektor ihm zuerkannt hatte. Sie band ihre eigene Schärpe ab, und gab sie dem Ritter, nebst ihrem Blumenstrauße von dem Busen.

Georgs Prophezeiung traf ein: Falk saß neben dem schönen Fräulein auf dem Sammetsessel. Die Ritter kamen vor die Loge; Georg erhob seine Stimme, und rief: es lebe unser Herr, der tapfere Falk von Falkenstein, und seine schöne Gemahlin Klaudie!

Alle Ritter riefen das von Herzen mit. Beschämt schlug das Fräulein die Augen nieder; Falk aber sah dabei munter aus, wie ein Eichhörnchen. Er faßte Klaudiens Hand, als er sich erhob, und rief hinunter: „ich danke euch, meine Freunde und Gesellen mit frohem Herzen!" Klaudie verbeugte sich in lieblicher Demuth.

Georg sah seines Herrn Auge in Freude und Liebe funkeln, und rief aufs neue: Gott gebe ihnen eine edle, reiche Nachkommenschaft!

Jetzt beugte Klaudie erröthend den Kopf tief auf die Brust; Falk aber sagte freundlich: „die Leute meinen es ehrlich, liebes, gutes Fräulein, besonders der Georg: glauben Sie mir! Und, wahrhaftig! die Wünsche sind so übel nicht." Er stand auf, und rief: „Gott erfülle eure Wünsche, wenn es sein heiliger Wille ist!"

Hiermit war das Turnier zu Ende.

## Falks und Cato's Monolog vor dem Schlafengehen.

Falk ging diesen Abend mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder. Er übersann den heutigen Tag. Der schöne Edelknabe und die noch schönere Dankaustheilerin flossen in eine Gestalt zusammen, die so wunderschön war, daß Falk vergebens sein Auge davon abziehen wollte. Ein so furchtsames Mädchen hatte an seiner Seite gehalten, damit ihm kein Leid geschehen sollte! Dies mischte seiner Empfindung etwas hoch Rührendes bei, und das Wort Gemahlin, die reiche Nachkommenschaft spielten in allerlei recht menschlichen Bildern vor seiner Phantasie auf und ab.

„Wenn das so fort geht, Falk," dachte er, „so wirst du verliebt; und wo bleibt dann dein Wort, das du deinem Bruder halb und halb gegeben hast! Halb und halb? Alle Teufel! Falk, du bist auf schönen Wegen! Ganz hast du es ihm gegeben! Fang du, wie der Teufel, mit der Sünde zu heucheln an! Ganz, ganz! so meinte ich's, und so haben sie's auch verstanden." —

Er ging zu dem Rektor hinüber, der indeß über den heutigen Tag sehr unzufrieden war, und bei dem er daher keinen Trost fand. Nun rief er Georgen; denn — „der Teufel!" sagte er; „je mehr ich an Klaudien denke, desto mehr muß ich an sie denken!"

Georg kam in der Unterredung sogleich auf das Fräulein. Falk hörte eine Weile zu; dann sagte er zornig: „kannst nur wieder gehen! Dazu habe ich dich nicht rufen lassen: das kann ich, dem Himmel sei's geklagt! wohl selbst." Georg ging, und Falk nahm ein Ritterbuch; doch die Adelgunden,

die Berthen, die Agnesen sprachen von nichts als von Klaudien. „Ist das Zauberei?" dachte er. „Alle haben einen Bund mit ihr geschlossen. Fort!" Er warf sein Buch in den Winkel, und blätterte in Sinds vollkommenem Stallmeister. „Die Haltung des Fußes im Steigbügel," merkte Sind im 17 §. an, „ist nun die Hauptsache eines guten Reiters oder einer Reiterin." Da stand der kleine Fuß, das schöne Bein in dem rothen Stiefelchen, wieder vor seinen Augen und in seiner Hand.

„Je! so schlage doch das Feuer hinein!" Er nahm Dr. Kreidenmann von der Ritterschaft, Staat, Recht und Freiheit, und las: „Es ist nichts Glückseligers noch Anmuthigers, denn eine friedliche Ehe, wie denn auch Gottes erster Segen über die Ehe, und nicht über einen andern Stand ausgesprochen, so also jeder ehr- und mannhafte Ritter eine friedliche Ehe, wo Liebe regiert, zu seinem Ziel machen soll, als in welchem Ziel nicht allein sein Glück, sondern auch seine Ehr verborgen liegt. Wie

kann ein Ritter seine Unterthanen Weib und Mann regieren, lohnen und strafen, als welcher selbst ohne ehlich Gespons ist, und nicht weiß, was ehelich Lieb auf sich hat; wie will er fromm seyn, und Gottseligkeit erhalten, schützen und vermehren, als welcher die größten und schönsten Gaben Gottes, als ein tugendlich Gemahl und schöne Kinder, Gatten- und Vaternamen, von sich stößt; nicht Ritter seyn will in den Schranken, welche Gott für alle insgemein schon im Paradiese gebauet, ich meine die Schranken des Hausstandes, der Ehe, der Eltern-Liebe! wie will er seine Unterthanen lieben, wenn er nicht hat, in denen er seine Liebe lebendig erhält, Gott, Frau und Kinder!"

„Alle Teufel!" rief er aufspringend, mit einem tiefen Seufzer: „nun wird es mir doch zu bunt! Der macht es noch schlimmer, als alle Andren! Schlägt er mich nicht mit seinen Worten, wie die Topfweiber den Amtmann? Aber laß sehen, was er denn sagt, ob er auch Recht hat!" — Er las die

Stelle noch einmal. „Alle Welt! wenn das so ist, so sei mir Gott gnädig! so habe ich einen erzdummen Streich gemacht, als ich meinem Bruder versprach ... Aber doch versprochen! versprochen! Ach, Herr Doctor Kreidenmann, da hilft hinterher nichts! Ein Wort ein Mann! Es steht nicht in den zehn Geboten: du sollst heirathen; wohl aber steht darin: du sollst nicht lügen und trügen, du sollst ein ehrlicher Mann seyn! Und stände es auch da nicht, so steht es doch in jedes Menschen Brust mit großen Buchstaben, als wäre es das Titelblatt des menschlichen Herzens. Ach! ach! Aber wahr ist es. Ist nicht eine Frau, und nun gar eine, wie Klaudie ... Ja, Herr Doctor, hätten Sie Klaudien in des Edelknaben Kleide gesehen — alle Teufel! diese ein und zwanzigste Frage müßte noch ganz anders ausgefallen seyn! — Aber ist nicht eine Frau die schönste Gabe Gottes? Und Kinder! Kinder! — — Als sie heute riefen: eine reiche Nachkommenschaft! Und ich patrullirte zwischen dem Haufen der Kleinen her-

um, und Klaudie säße mit dem jüngsten an ihrer Brust — Potz alle Tausend! ich mache es noch schlimmer, als Georg, der Stallmeister, die Ritterromane und der Doctor! Alle Welt! wenn sich mein Bruder handeln liesse, den Lehnstamm gäb' ich für Klaudien hin, das Petersholz auch, hier die halben Einkünfte, die ganzen, alles, alles! nur nicht Gott, meine Freunde und mein gutes Gewissen!"

Er wurde tiefsinnig; denn er konnte sich zwischen seinem Versprechen und — den Bildern seiner Phantasie? Nein, die schlug er in die Flucht — zwischen seinem Versprechen und Kreidenmanns 21ster Quästion nicht herausfinden. Gottes beste Gabe zurückstoßen? sein Wort brechen? Mochte er das Ding drehen, so viel er wollte, es ließ sich nichts herausdrehen. Er kam nicht zu Tische, weil er Klaudien nicht sehen wollte. „Denn sehe ich sie, die blauen, frommen Augen, den schönen Mund, auf den ich Narr — als ob nicht ohnehin schon Schwefel genug in meinem Blute wäre! — heute

die Lippen drückte, die Hände, weiß wie Schnee und heiß wie Feuer, mit den blauen Adern, und die Fingerspitzen als wären sie in Abendröthe getaucht — o heiliger Georg! An den Fuß darf ich nun vollends nicht denken; ach, an gar nichts!"

Kurz, er blieb vom Tische weg, und als er sich nachher ausziehen ließ, schüttelte er immer den Kopf, ohne irgend eine Frage an Georgen zu thun, der sich vergebens auf eine lange Rede vorbereitet hatte. Als Georg weggegangen war, stand Falk noch lange nachdenkend vor dem Bette. Auf einmal sagte er: „Menschen können mir hier nicht heraus helfen. Lieber Herr Gott! ehrlich will ich seyn, das weißt du. Aber daß ich zweifelhaft bin, was hier Recht sei, das ist nicht meine Schuld; und so will ich mich ruhig zu Bett legen. Du wirst einen ehrlichen Mann nicht in Versuchung führen, weil er nicht alles weiß. Mit meinem Bruder darum zu handeln, ist, beim Lichte besehen, nichts anders als Wortbrüchigkeit. Kennte er mich so recht, so würde

er sagen: ich habe dein Wort, Bruder; und so wäre das Lied am Ende. Nun, lieber Gott, du wirst es wohl machen!"

Er nahm seine Mütze zwischen die gefalteten Hände, stand so einen Augenblick, und legte sich dann ruhig nieder.

Niemand tadle meinen ehrlichen Falk, daß er mit Gott redet, wie mit jedem Menschen. Er hatte nur Eine Sprache, die für alles hinreichen mußte; die Sprache der Wahrheit!

Cato's Monolog von Addison ist nicht erhabener, als der seinige. Laß Schuld oder Furcht den Schlaf des Menschen stören — Cato kennt sie nicht: er wählt mit gleicher Ruhe den Schlaf, den Tod.

Georg kam am folgenden Morgen mit seiner Rede, auf die er, aus Liebe zu seinem Herrn, die halbe Nacht gesonnen hatte, zum Ankleiden. Falk war sanft und freundlich. Er sagte unter andern: „nicht einen Schritt breit von der Ehrlichkeit gewichen, Georg!"

So wie, fiel Georg ein, gestern Fräu-

lein Klaudie in der Noth nicht einen Schritt breit von Ihnen wich. O, gnädiger Herr, sie hielt da neben Ihnen, wie ein heiliger Engel!

Falks Augen wurden finster. Georg setzte ihn auf einmal wieder in den gestrigen Selbstkampf, womit ihm nicht gedient war. „Höre, Georg," sagte er: „— aber das bleibt unter uns! — ich habe meinem Bruder mein Wort gegeben, nicht zu heirathen." Georg war Willens gewesen, seine Rede zu halten, was sein Herr auch sagen möchte; doch als er dieses hörte, schwieg er still, und es wurde nun kein Wort weiter gesprochen.

Nein, sagte Georg; nun ist es vorbei! Bis in den Sammetsessel: weiter nicht! Das arme Fräulein dauert mich; denn wenn sie ihn nicht liebt, so will ich alle Tage einmal unter die Topfweiber gerathen! — Er schwieg höchst traurig, weil er seinen Obristlieutenant kannte.

Bei Renaten sah es nicht so ruhig aus: sie war der Gegensatz von Falk, wie Cäsar

der von Cato. Bei Falks Besuche stellte sie ihm ihr Leiden schlau als eine Last vor, die sie gern für sein Vergnügen trüge. Das rührte ihn, und er wußte nicht, wie er ihr sein herzliches Mitleiden genug zeigen sollte. Aber nun hatte man ihr erzählt, daß Klaudie ihre Stelle unter dem Baldachin eingenommen, daß man Falk und Klaudien, als seine Gemahlin, mit dem Beinamen „die Schöne" hoch leben lassen, daß man ihm sogar eine reiche Nachkommenschaft gewünscht, und daß Georg, der Klaudien auf's Pferd gebracht, vorgerufen hatte.

Das alles war ihr entzogen! Was hätte sie nicht daraus machen können! Was würde Falk nicht alles in der Freude des Turniers gethan haben! Sie dankte nur dem Himmel, daß Klaudie nicht so unternehmend war, wie sie. Jetzt, dachte sie mit Cäsars Muthe, habe ich keine Zeit, krank zu seyn. Sie stand am folgenden Morgen auf, stellte ihre Jugend durch Haare, Farbe, Anzug wieder her, und ging,

nur ein wenig blässer, ein wenig schmachtender als sonst, in Falks Zimmer. Doch dieser hatte, mit seinem ganzen Himmel, auch alles Andere aufgegeben, und sagte nicht zehn Worte. Sie schlug den Sind auf, und wollte lesen. Falk sagte aber: „ja, der ist auch der Rechte!" Er dachte an Klaudiens schönen Fuß. Um das Bild aus seiner Phantasie zu vertreiben, ging er hinaus, ließ sich seinen Schimmel vor die Hinterthür bringen, und nahm nur Georgen mit. Er galoppirte, „um dem Schimmel die Nükken zu vertreiben," zwei Stunden lang in frisch gepflügtem Lande; aber Georg bemerkte, der gestrige Tag und die Topfweiber hätten alle tückischen Seelen hier in Falkenstein demüthig gemacht, auch den Schimmel.

„Alle Welt, Georg! da hast du Recht — bis auf das Fräulein, die kam unschuldig dazu."

Ich sage alle! rief Georg; der nichts mehr zu schonen hatte.

„Kerl! Kerl! was unterstehst du dich!"

Georg — auch so eine Art von Cato, dem es gleich war, zu schlafen oder zu sterben — fuhr fort: Sie haben Ihr Wort gegeben, und also ... Aber Fräulein Renate, das sieht ja ein Blinder ...

„Was sieht ein Blinder?"

Ja, Fräulein Klaudie sollte bloß darum nach Steinau, weil Ihr Gnaden Mitleiden mit dem armen verfolgten Mädchen haben. Weiter nichts.

„Verfolgten? Wie!"

Da waren Frau von Falk und Fräulein Renate Eins. Wenn nur Klaudie erst weg ist. Und warum? warum? Weil des Fräuleins ganzes Herz an Ihr Gnaden hängt, weil das Fräulein für Ihr Gnaden in den Tod gegangen wäre, weil das Fräulein da saß, und immer nur an Ihr Gnaden dachte. Da meinten sie nun, merkt oder sieht das der Obristlieutenant erst, so ... Denn daß das Liebe war, sah ja ein Blinder.

„Georg, was redest du! Bist du denn

der leibhaftige Teufel selbst? hast du geschworen, mich toll zu machen?"

Da sollte sie nach Steinau. Hernach, da Ihr Gnaden sie reiten lehrten, und den Fuß in dem Bügel zurecht setzten ... —

Falk erröthete, und gab dem Schimmel die Sporn.

Da Ihr Gnaden bemerkten, daß nicht der Fuß allein hübsch war an dem schönen, guten, engelguten Fräulein, da...

Falk konnte nicht einmal einen Fluch ausstoßen: so mächtig faßte ihn die Wahrheit! Er dachte nur: der Kerl ist ja so... so arg, wie mein Gewissen!

Da lernte auch Fräulein Renate reiten, um Ihr Gnaden die weiche Seite abzugewinnen.

„Kerl!"

Und bilderte im Stallmeister, und las die Bücher von der Kavallerie, und die Ritterbücher, und stellte hier ein Netz auf, und dort eins. Fräulein Klaudie saß unterdessen auf ihrem dunkeln Zimmerchen,

die

die Augen voll Liebesthränen, und die Brust voll Liebessorgen, und die Seele voll Liebesträume, und that nichts, rührte sich nicht, schwieg, und liebte nur im Stillen. Da mußten wir turnieren, und Fräulein Renate wollte auf den Sessel, und Klaudie mußte einen Edelknaben machen; aber Gott und die Topfweiber hatten es anders beschlossen.

Jetzt ließ Falk seinen Georg reden, so lange er wollte; doch Georg schwieg, und ritt hinter dem Obristlieutenant her, in einer Furche. Diesem ging ein Licht auf; jetzt übersah er Renatens ganzes Spiel, und stieß jede Minute seinen schwersten Fluch heraus. Auf einmal wendete er den Schimmel um, und sagte zu Georg: ich hatte mir diesen Morgen vorgenommen, Fräulein Klaudien nach Steinau zu bringen; denn — kurz und gut — Georg, du hast mir in's Herz gesehen. Fuß hin, Fuß her, so schön er auch ist! der Edelknabe ist noch schöner; und was du mir gesagt hast, Georg, von ihren Augen voll Thränen,

das — Gott erbarme sich! — das ist nun gar die Hölle selbst. Aber siehst du, Georg. jetzt muß ich darin aushalten; denn auf meine Soldaten-Ehre schwöre ich: das Fräulein soll nicht von Falkenstein weg. Und nun laß uns nach Hause reiten."

Auf Falks Gesichte stand ein dunkelrothes Gewitter, als Renate vor ihn trat. Er schloß den Sind, und alle andern Bücher, die auf seinem Tische umher lagen, in einen Schrank, und steckte den Schlüssel zu sich. „Ist es ein Katzenstreich von Renaten," dachte er, „so hat sie gestern ihre Strafe bekommen. Aber zum Narren soll sie mich nicht mehr haben." — Er verlegte seine Reitzeit vor Sonnenaufgang, um nicht mit Renaten reiten zu müssen, und mit Klaudien reiten zu wollen; ging vor Tisch auf die Jagd, und bestellte, man sollte nicht auf ihn warten; aß allein auf seinem Zimmer, und reis'te dann nach Steinau. Vorher erklärte er mit einem Gesichte, das Jedermann kannte und fürchtete: es sollte Niemand wagen, Fräulein Klaudien nur

schief anzusehen. „Wer es auch ist," sagte er mit drohender Stimme: „er muß mir stracks aus dem Hause!" Dann ging er nach Klaudiens Zimmer, und sagte, auf der Schwelle stehen bleibend: „liebes Kind, wenden Sie Sich in jeder Verlegenheit an den Rektor; der weiß, daß ich es gut mit Ihnen meine. Und hier, liebes Fräulein — Sie sind ja die Patronin aller Armen und Kranken — nehmen Sie diese Börse; der Rektor wird sie Ihnen wieder füllen, wenn sie leer ist. Und, Fräulein Klaudie, glauben Sie mir, hätte ich eine Tochter, sie sollte mir nicht lieber seyn, als Sie. Komm her, meine Tochter, komm an deines Vaters Herz!"

Klaudie warf sich jetzt, mit dem schönsten, freiesten Gefühl, an des gütigen Mannes Brust, küßte seine Hand, und weinte süße Thränen. O mein Vater, sagte sie; mein edler, großmüthiger Vater! Ihre Tochter bittet um den väterlichen Segen. — Mit diesen Worten sank sie vor ihm auf die Kniee. Er legte seine zitternde Hand

auf ihren Kopf, und sagte: „Gott sey mit mir, so ich dein Vater bin!“

Jetzt küßte er herzlich ihren schönen Mund. Alle Unruhe war nun aus seiner Seele gewichen; er ging heiter von den Stufen hinunter, und sagte zu Georg, der ihm folgte: „jetzt wäre es, bei meiner Seele! nicht nöthig, daß ich verreise; denn siehst du, sie ist meine Tochter, und damit gut. Aber ich muß doch nun einmal fort.“

## Falk disputirt.

Falk ritt mit seinem Georg ruhig den Weg nach Steinau. Hinter Bergborn stieg er ab, um eine Stunde zu gehen; und nun holte ihn ein rasch fortschreitender Mann ein, der ihn grüßte. Falk, der nicht leicht Jemanden ohne ein freundliches Wort vorübergehen ließ, sagte: „wo hinaus, lieber Landsmann, so eilig?"

Nach Süldern.

„Dahin will ich auch; und wenn ich Ihnen nicht zu langsam gehe ..." — Er hielt dem Manne seinen Tabacksbeutel hin; dieser stopfte seine Pfeife, und rauchte den vortrefflichen Taback mit augenscheinlichem Vergnügen.

Der Fremde besah die Pferde, und bemerkte ihre Schönheiten als ein Kenner. „Man hört es Ihnen an, daß Sie sonst zu Pferde gewesen sind."

Der Mann lächelte. Ja, es that mir am wehsten, daß ich mein Pferd hingeben mußte, als ich reducirt wurde.

„Alle Welt! Soldat gewesen?" fragte Falk sehr fröhlich.

Das Schicksal hat mich reducirt.

„So, so. Das ist denn manchmal noch schlimmer! Da behält man kaum Wartegeld."

Es nimmt und giebt; die Menschen aber — die nehmen nur, und geben nicht.

„Ei, der Teufel! wenn das Schicksal einen armen Menschen hart anfaßt...

So wird das Herz mit hart.

„Wohl wahr! aber das sollte es nicht; obgleich ein Pferd hartmäulig wird, wenn es einen schlechten Reiter hat."

Das Schicksal ist kein schlechter Reiter; aber der Mensch ist schon hartmäulig, ehe

er den Zügel bekommt. Das Unglück besteht meistens in Einbildung.

„Alle Welt, Herr! das ist wohl zu viel gesagt, oder — zu wenig. Die Kranken, zum Exempel."

Gott helfe ihnen!

„Ja, das thue Gott, der barmherzige!" (Falk nahm demüthig die Mütze ab.) „Die Gefangenen, die das Licht der Sonne nicht sehen; die armen Schwarzen in Amerika, Herr! Der Rektor hat mir davon erzählt; mir schauderte die Haut." Er wendete das blaue Auge gen Himmel, und nahm wieder die Mütze ab. Es wäre nicht verständlicher gewesen, wenn er gesagt hätte: Gott helfe ihnen!

Sie haben Recht, sagte der Fremde. Ich meinte es anders. Gegen Einen Gefangenen leben Zehntausend frei; gegen Einen schwarzen Sklaven giebt es hunderttausend Weiße.

„Gott verzeih ihnen gnädig! Es ist nicht recht; denn die Schwarzen, denk' ich, sind unsere Stiefbrüder."

Rechte, leibliche Brüder, die mit uns an Einer Brust gelegen haben! O, Sie haben Recht! So lange noch eines Menschen Hand die Peitsche über seines Bruders Schultern erhebt, sollte man so nicht sagen. Gott vergebe ihnen!

„Da sollte so ein Vehmgericht aus dem funfzehnten Jahrhundert recht gut passen. So ein hundert alte Ritter ...“

Die selbst ihre Eigenen zertraten, sich frei bedünkten, wenn sie Sklaven hatten, den armen Kaufmann niederwarfen, und die armen Menschen, wie ihre Jagdthiere, hetzten.

„Alle Teufel!“ hob Falk sehr eifrig an; doch er schwieg, weil er nicht leugnen konnte, was der Fremde ihm einwarf. „Sie haben Recht,“ sagte er; „ich dachte dabei nur an mich.“

Aber, sagte Georg dazwischen, sie zogen auch Witwen und Waisen zu Hülfe. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand zum Exempel! Der Fremde sah die beiden

Husaren an. Wenn Sie der Herr Obrist-lieutenant von Falk sind . . .

„Ja, der bin ich. Woran erkennen Sie mich?"

. . . so freue ich mich Sie kennen zu lernen. Das sagte der Fremde mit herzlichen Blicken.

Falk reichte ihm die Hand, die der Fremde drückte. „Wer sind denn Sie?"

Ein Bauer hier von Sibigerode.

„Ein Bauer? Hm! das ist wohl Spaß."

Sie wollen sagen, Herr Obristlieutenant: ich spreche anders und besser, als ein Bauer. Nun, ich war nicht immer ein Bauer; das Schicksal hat auch mich angefaßt.

„Und hart, denk' ich, armer Mann! — Mein Weg führt über Sibigerode. Ich gebe Ihnen ein Reitpferd bis dahin, und Sie geben mir ein Nachtlager, wenn Sie darauf eingerichtet sind."

Sie sind gewohnt, Herr Obristlieutenant . . .

„Auf der Erde, auf der blanken Erde zu liegen: das thut nichts. Wie heißen Sie denn?"

Lindner.

„Nun, Herr Lindner; wenn Sie nichts dagegen haben, so setzen Sie sich auf.

Georg hielt den Steigbügel schon. Lindner stieg auf, und Falk sah, daß er ein vorzüglicher Reiter war. „Ewig Schade, daß Sie kein Pferd haben!" Lindner lächelte. Abends kamen sie unter mannichfaltigen Gesprächen nach Elbigerode.

Sie ritten durch das Dorf, einen Hügel hinan. Da stand, hundert Schritte weit vom Dorfe, ein einzelnes kleines Haus, vor dem sie nun hielten. Es trat ein junges Mädchen in die Thür, in einer Kleidung, die halb ländlich, halb städtisch war. Ich bringe dir einen Gast mit, Jakobine, sagte der Vater freundlich: rathe einmal, wen? Das Mädchen mit einem frohen Engelsgesichte hob die Augen. Den Obristlieutenant, Herrn von Falk, sagte der Vater. Da strahlte Freude in Jakobinens Auge,

und mit einem frohen, langen Ach! als wenn man einen Bekannten wieder sieht, lächelte sie Falken zu.

„Alle Welt! es ist ja, als ob Sie mich schon kennten."

O, wer wollte hier einen so edlen Mann nicht kennen! sagte das Mädchen mit einem bescheidenen, aber doch feinen Anstande.

Georg brachte die Pferde in's Dorf, weil keine Stallung bei dem Hause war, und Falk ging mit Lindner hinein.

Er sah im Zimmer nichts als hölzerne Schemel, und einen Tisch von Tannenholz; aber die Fenster waren hell, die Wände weiß, der Boden und die Möbeln rein.

„Alle Welt! Herr Lindner, das Schicksal hat sie hart angefaßt, sehe ich."

Das hat es; doch wieder nicht, wie Sie meinen. Wenn die harte Erde Ihr Lager gewesen ist, so . . . Mir hat es nie an einem Bette gefehlt. Ich bin ein Sybarit, ein Verschwender, ein Schwelger gegen einen Gefangenen, gegen den schwarzen Sklaven, gegen den Kranken.

„Ja, ja! ein Mann, wie Sie, das lass' ich gelten; aber Ihre Tochter! Denn diese Hände" — er faßte Jakobinens Hand — „diese Hände sollen doch wohl arbeiten, und sind nicht daran gewöhnt."

Das Schicksal hat die Hand hart angefaßt, aber auch hart gemacht. Es nimmt und giebt. Uns hungert Jakobine. — Jakobine ging in die Küche.

Herr Obristlieutenant, sagte Lindner nun mit großem Ernst, ich habe ein Dach, ein Bett, ein Eigenthum, das mich ernährt, wenn ich arbeite; ich habe Kleider, und einfache Speisen, welche die Arbeit würzt; ich bin frei, gesund, der Vater eines braven, guten, entschlossenen Mädchens; ich habe ein ruhiges Gewissen. Nun — Sie sind ein reicher Kavalier; was haben sie mehr? Eine höhere Decke, gemahlt, zehn Zimmer, ein Bett von Elderdunen und Seide, worin Sie wahrhaftig nicht süßer schlafen, als ich, wenn ich den Tag durch gearbeitet habe. Was haben Sie mehr?

Falk schüttelte den Kopf. „Ich kann

nichts dagegen einwenden; denn, wie Sie es sagen, ist es wahr. Ich habe nicht mehr als Sie, ja bin sogar um eine Tochter ärmer; und, bei dem barmherzigen Gott! das ist viel. Das hat mich einmal der Doktor Kreidenmann gelehrt. Das alles ist wahr; aber — aber der Mensch will doch auch ein Vergnügen haben."

Lindner nahm eine Flöte von dem Schränkchen. Hier Herr Obristlieutenant! Die Stimme eines tröstenden Engels wohnt in diesem kleinen Holze, und die Stimme der Freude. Meiner Tochter schöne Stimme nun noch dazu! Und hier — er schloß das Schränkchen auf, und zeigte auf ein Paar Reihen von Büchern — hier ist unser Vergnügen, und außerdem die um uns her so schöne Natur. Haben Sie mehr, Herr Obristlieutenant?

„Sie machen mich verwirrt; denn ich habe nicht so viel, Herr Lindner. Alle Teufel! Es muß doch irgendwo stecken! . . . Ja, Ihre Tochter will doch heirathen."

Hier schwieg Lindner einen Augenblick;

dann aber sagte er: ein Pachter, oder auch ein Städter würde mit dem Mädchen nicht übel fahren. Das hängt vom Schicksal ab. Ich könnte Ihnen dasselbe sagen, wenn Sie eine Tochter hätten.

„Und haben es mir gesagt; denn ich selbst bin, leider Gottes! ein Beispiel, daß man nicht immer kann, wie man gern möchte. Alle Welt! Sie haben Recht; aber es werden Wenige so denken."

Wenn Jeder so dächte, Herr Obristlieutenant, so würde es besser um die Menschen stehen. Denn rechnen Sie alles Unheil auf der Erde zusammen! Neun Zehntel kommt davon her, daß der Mensch zehn Zimmer anstatt Eines, zehn Schüsseln anstatt Einer, einen Titel anstatt des Namens haben will, und so weiter. Könnte er entbehren, was sich entbehren läßt, so würde die Erde ein Freudenhaus seyn.

Falk stand nachdenkend da, und drückte dem heiteren Manne die Hand. „Aber so können Sie wohl keinen Freund haben?"

Lindner sah ihn mit hellen Augen an,

und sagte: ich glaubte, heute einen gefunden zu haben.

„Beim Himmel! das haben Sie. Wenzel Falk von Falkenstein, ein ehrlicher Kerl, der alles, was er hat . . .“

Lindner unterbrach ihn. Aber hätte ich auch das nicht, so habe ich eine Tochter, meine Nachbaren, deren Herzen ich nach und nach gewinne, und die großen Todten, die hier stehen. (Er zeigte auf die Bücher).

„Alle Welt, Herr, vor Ihnen hab' ich Respekt, ob ich gleich behaupten kann, daß auch ich Freunde habe. Einen besonders, Einen — ach, er hat mich verlassen, und auf eine Weise — o, hätte ihn eine Kugel an meiner Seite getroffen! Nie habe ich einen Menschen mehr geliebt. Mehr? Sehen Sie, das ist schon wieder nichts. Mein Herz ist seit einiger Zeit so voll. Aber, Gott helfe mir! ich freue mich, daß ich Sie kennen gelernt habe.“

Jakobine deckte den Tisch, und trug Eine Schüssel auf, wozu Georg das Flaschenfutter des Obristlieutenants herein holte.

„Aber der Wein! der Wein!" sagte Falk beim Einschenken. „Sie trinken ihn doch gern?"

Sehr gern.

„Nun denn, der fehlt Ihnen doch. Ich dachte es wohl, daß mir noch etwas einfallen würde."

Dies Glas macht den heutigen Tag zu einem Feste, Herr Obristlieutenant. Thut es das bei Ihnen auch?

„Nein, wieder nicht; aber hätten Sie nun gar keinen mehr?"

So hätte ich einen Festtag im Jahre weniger! Doch vermißt habe ich ihn nicht. Meine Tochter trank keinen, als ich ihn noch hatte.

„Er soll Ihnen nicht wieder fehlen, lieber Freund; und ein schönes Pferd auch nicht, helfe mir Gott!"

Das wollen wir überlegen, Herr Obristlieutenant. — So schloß Lindner die Unterredung.

Nach Tische ging Falk mit in den Garten, und fand ihn vortrefflich bearbeitet,

die Bäume darin veredelt, u. s. w. Das Getreide stand auf dem Felde, welches zu dem Gütchen gehörte, sehr gut; ein Paar Kühe und Ziegen in den Ställen wurden so reinlich gehalten, wie Flandrische.

Das ist meiner Tochter Wirthschaft, sagte der Alte; und sie hat eine glückliche Hand; mit andern Worten: sie ist fleißig, und denkt nach. Die Bauerweiber fangen schon an, von ihr zu lernen. Auch ihr Hühnerhof wird gut besorgt. Der Garten ist ihre Erholung. Sie hat von mir pfropfen gelernt, und in zwei oder drei Jahren, Herr Obristlieutenant, denke ich schon einen Nachtisch von Pfirsichen, Aprikosen und Weintrauben zu haben. Meine Wirthschaft verbessert sich jeden Monath.

Mit Kopfschütteln ging Falk auf ein kleines reinliches Kämmerchen, und legte sich dann in ein reinliches Bett. Er beschloß, noch einen Tag bei seinem neuen Freunde zu bleiben.

Am folgenden Morgen kam Georg, und erzählte seinem Herrn, was er von dem

Wirth im Dorfe über Lindnern erfahren hatte: wie gefällig er wäre gegen Jedermann; daß er für Jeden schriebe, viele Streitigkeiten beilegte, mit Rath und That, bei Tag und Nacht, Jedem zu Hülfe käme; daß Niemand wüßte, woher er wäre, daß der Prediger aber wohl hundertmal gesagt hätte, Lindner sei ein sehr gelehrter Mann; wie züchtig die Tochter wäre, wie fromm, wie fleißig, wie reinlich, wie arbeitsam und wie demüthig!

[illegible] hörte das während des Ankleidens, und schwieg; er schlug nur zuweilen auf den Tisch, strich sich über das Gesicht, drehete seinen Zwickelbart: lauter Zeichen, daß er auf einen Plan sann. „Fahre du nur fort, Georg!" sagte er von Zeit zu Zeit. „Ich habe etwas im Kopfe, das dich nichts angeht."

Er ging nun zu Lindnern hinunter, der schon von seinem Felde zurückkam. „Hören Sie, Herr Lindner, ich hab' es mir so überlegt. Sie brauchen mich nicht; aber ich brauche Sie. Da treibe ich meine

Wirthschaft in Falkenstein so, so! Ich kann wohl sagen, Gottes Hand fördert es; doch sehe ich freilich, daß überall noch Manches fehlt, um es zu erhalten, wenn einmal mein Bruder mich beerben sollte."

Sie wollen nicht heirathen?

„Das hat seinen eigenen Haken; ich rede nicht gern davon. Sehen Sie, ich und mein Rektor — ich bin nur sein unwürdiges Werkzeug; aber er ist es auch: denn er holt es aus Büchern — wir thun, was wir können. Manches ger[illegible] es eine Lust ist; manches aber —[illegible] es verkehrt anfangen, oder wie es sonst zugehen mag? — manches will gar nicht vom Flecke."

Ich bin gestern durch ihre Herrschaft gekommen, Herr Obristlieutenant, und habe gesehen ...

„Nun, was sagen Sie?"

Daß Sie ein edler Mann sind, aber von der Wirthschaft nichts verstehen; daß Sie hundert Thaler ausgeben und achtzig wieder gewinnen.

„Höllenteufel! Herr, ich denke ja Wunder, was ich gethan habe, so daß mein Bruder mir sogar manches nachmacht!“

Sie haben Geld; aber — hätten Sie das nicht: könnten Sie so fort wirthschaften?

„Nein, das sey Gott geklagt! nein! Aber desto besser, Gott vergebe mir! so werden Sie es mir nicht abschlagen, wenn ich Sie bitte, zu mir zu ziehen, und werden alles so einrichten, daß Gott seine Freude daran hat. Ich denke, Sie können es, oder Keiner. Die Bedingungen machen Sie sich selbst.“

Lindner schwieg eine Weile. Herr Obristlieutenant, sagte er endlich, ich habe genug von der Welt gesehen, um fest zu glauben, daß ich hier glücklicher bin, als ein armer Herr, als anderswo unter andern Menschen. Sie sind der Einzige, mit dem ich es gern noch einmal wage; doch — unter Bedingungen.

„Wie gesagt, die machen Sie selbst.“

Sie haben Bruchstedt; da will ich wohnen.

„Das Haus taugt nicht.“

Gegen diese Hütte ein Schloß. Ich wähle alle meine Leute selbst; Niemand macht mir Einreden bei dem, was ich anfange.

„Versteht sich ohnehin. Alle Teufel! da wär' es ja sogleich nichts. Viele Köche verderben den Brei.“

Sie bringen, wenn Sie zu mir kommen, niemals einen Fremden mit, er sey, wer er sey.

„Hol mich ...! Lieber Herr Lindner, ich bin immer stolz auf meine Freunde gewesen; und auf Sie? Doch es sey darum. Sie haben vielleicht Ursachen.

Die habe ich, und recht gute. Also selbst Ihren Bruder nicht, wenn der etwa Bruchstedt sehen wollte. Nur Sie sollen mir immer willkommen seyn.

„Sie werden mich oft haben, wie das tägliche Brot.“

Ich lege nur Ihnen Rechnung ab.

„Rechnung? Wir sind ja Freunde! Rechnung?"

Nun wohl! Ihnen allein, oder Niemanden. Ferner, Herr Obrístlieutenant, ich schlage Ihnen zur Schulstelle und zum Prediger Männer vor, und Sie lassen Ihres Freundes Wort etwas gelten, und sagen Ja.

„Alle Welt!" hob Falk schnell an: „kommen Sie daher? Davon redet auch mein Rektor immer. Freilich wohl, lieber Herr Lindner, es geht von Gottes Worte aus; aber, wie in Gottes Worte steht, und etliches fiel auf Stein, und ging nicht auf. Was dann? Und, glauben Sie mir nur, die neuen Gesangbücher machen es nicht aus, wahrhaftig nicht! Es war ein alter Husar unter meiner Schwadron, der konnte nicht lesen und schreiben, und ich ließ ihn auch keine Dienste mehr thun; — denn er hatte bei einer Batterie das Gehör fast ganz verloren. Kam Der in die Kirche, so war er immer der andächtigste, das glauben Sie mir; denn es war ein echter,

grundehrlicher Mensch. Höre du, was macht dich denn so andächtig? fragte ich ihn einmal. Ja, Herr Rittmeister, antwortete er: daß die Menschen da alle so vor Gott stehen, Groß und Klein, Edelmann und Bauer, so still, im bloßen Kopfe, so einmüthig. Ich bete denn andächtig für mich. — Sehen Sie, Herr Lindner, es kommt auf's Herz an. Aber Sie sollen frei wählen, müssen auch, weil Sie mit den Leuten dort umgehen sollen. Doch wie wird es mit Ihrem Gehalt? Denn bei dem Bruchstedt ist mein Tage nicht viel herausgekommen."

Desto besser! So bedarf es gar keiner Rechnung. — Ferner ...,

„Noch nicht fertig?"

Ich brauche nicht anders nach Falkenstein zu kommen, als wenn ich will; und wenn Fremde da sind, komme ich gar nicht.

„Aber Sie werden doch zuweilen in Falkenstein nach dem Rechten sehen?"

Sehen, und Ihnen sagen, was ich denke; aber nicht mehr.

„Sie scheuen die Menschen, lieber Herr Lindner, habe ich wohl gemerkt.“

Ja! sie haben es mir danach gemacht, und könnten mir noch einmal etwas anhaben wollen. Darum lebe ich so einsam, so verborgen.

„Nennen Sie mir den Menschen, der Ihnen etwas zu Leide gethan hat; und Sie sollen sehen, daß ich ein Mann bin!

Ein Mann bin ich selbst, Herr Obristlieutenant; und kommt es auf's Wehren an, so stehe ich. Aber vor einem Hagelwetter tritt man unter; und das thue ich bei Ihnen. — Beide schüttelten einander die Hände, und Falk ritt am folgenden Tage nach Steinau zu seinem Bruder. Lindner traf alle Anstalten nach Bruchstedt zu ziehen, verkaufte sein Gütchen, und war bald zur Abreise fertig.

## Der Edelfalk und der gemeine Falk.

Nahe bei Steinau, sagte Falk nach einem langen Stillschweigen auf einmal — wir wissen nicht, ob im Monolog oder Dialog: — „Ich habe dem Bruder mein Wort gegeben.“

Wenn er es Ihnen gegeben hätte, Herr Obristlieutenant?

„Ich hätte es nicht genommen.“

Und hätten Sie's genommen?

„Georg, wenn ich nur vermuthen könnte, daß er ein Mädchen liebte, so ... so ... Ich würde ihn auf den Knieen bitten, es zu heirathen. Fast glaube ich, Georg, ...“

Ja, wenn er ein Falk wäre! unterbrach ihn Georg; und Falk ritt wieder schweigend weiter.

Man empfing ihn mit großer Freude, mit zärtlicher Liebe, der sich denn Falk auch sogleich hingab. „Wo sind denn die Kinder?“ —

Bertha war seit einem Jahre Hofdame, und der älteste Sohn am Hofe als Kammerjunker angestellt. Falk schüttelte den Kopf; doch schwieg er.

Was macht denn das gute Fräulein Renate, Herr Bruder?

„Läßt sich empfehlen.“

Und die stumme Klaudie?

„Stumm? bitte um Vergebung. Wo sie reden soll, da redet sie; und was der Rektor von einem braven Manne in Athen sagt, Phocion hieß er, den sie, wenn er auftrat, „die Axt“ genannt haben, das gilt auch von Fräulein Klaudien: jedes Wort von ihr ist eine Axt.“

Ja wohl, Herr Bruder; denn behelfen konnte sich das Mädchen ganz und gar nicht.

„Nicht doch! so mein' ich es nicht. Fräulein Renate, sehen Sie, deren Worte sind

nichts als Sechser, Dreier und Pfennige; Fräulein Klaudie aber giebt einen Louisd'or, wenn sie ein Wort sagt."

Ihre Damen reiten?

„Woher, in aller Welt, wissen Sie denn das? Fräulein Renate wie der beste Husar; Klaudie freilich . . .

Die hat zu nichts Geschick, Herr Bruder, glauben Sie mir!

„Ei, sie reitet wie ein Engel; aber wie ein weiblicher, wenn es anders auch weibliche Engel zu Pferde giebt!"

Es ist Schade um das Mädchen, Herr Bruder. Sie ist recht hübsch; aber sie hat gar keine Empfindung.

„Alle Welt! ihr Herz ist wie ihre Zunge." Er erröthete, und die Schwägerin brach das Gespräch mit einem finstern Gesichte ab.

Nun erkundigte sich Falk wieder nach den jüngsten Kindern. Sie kamen endlich, warfen sich in seine Arme, baten um seine Liebe, und nannten ihn immer Vater, nie Oheim. Falks Herz war ganz voll Liebe

zu den Kindern, die nur eine Rolle vor ihm spielten; denn sie konnten ihn nicht lieben, da sie ihn nur selten sahen.

„Gott mache sie glücklich!“ sagte er im Strome seiner Empfindung.

Du lieber Gott! Herr Bruder, glücklich? Freilich, das gebe Gott! Vier Kinder, Herr Bruder! Ja, Sie und mein Mann, das war ein Andres. Sie bekamen von Ihrem Oheim die reiche Erbschaft. (Falk zog die Augenbraunen tief herab.) Mein Mann sucht für Agnes eine Stelle in einem Damen-Stift.

„Bewahre Gott! Ist mein Bruder toll? Das Mädchen blühet ja wie eine Rose, und die Augen funkeln ihr, als suchten sie schon jetzt nach Liebe! Bewahre Gott!“

O, das muß sie sich vergehen lassen! Wir können höchstens zwei Kinder etabliren, Herr Bruder. Der Kleine muß Soldat werden, wie Sie. Ach, wenn ich so manchmal Nachts überlege, in Thränen glauben Sie mir, in heißen Thränen, dann

denke ich: nun, Sie haben noch einen reichen Vater.

„Ja wohl, Frau Schwester; und der hat noch nie Jemand im Stich gelassen!"

Ja, das sage ich, wenn mein Mann sorgt. Dein Bruder hat noch nie einen im Stich gelassen. — (Falk hatte an Gott gedacht, seine Schwägerin an die Erbschaft. Er schwieg wieder). — Freilich, wenn die Güter einmal zusammenkämen, so würden sie Alle glücklich. Sonst bleibt uns nichts Anders übrig, als für Agnes eine Klosterstelle, und für den jüngsten der Säbel.

Falk konnte nicht viel hiergegen einwenden, so gern er es auch gethan hätte; denn sein Vater hatte es eben so gemacht, und den konnte er doch unmöglich tadeln. Er seufzte daher nur. Das aber war der Frau von Falk nicht genug: er sollte reden; und da sie ihn nicht dazu bringen konnte, so nahm sie ihre Zuflucht zu ihrem Manne. Alis drehete und wendete das Gespräch auf mancherlei Art, daß Wenzel Gelegenheit bekäme, ein Wort von der Erbschaft fallen

zu lassen; doch es war keine Sylbe aus Wenzeln zu bringen.

Am Abend ließ sich Falk von George auskleiden. Sie hätten es nicht genommen! hob Georg an, der oft nach einem ganzen Tage ein abgebrochenes Gespräch mit seinem Herrn wieder fortsetzte, als ob es gar nicht unterbrochen worden wäre.

„Aber ich habe mein Wort gegeben. Sie kennen mich hier, und lassen sich nicht davon abbringen."

Georg schwieg nun, und ging finster weg. Unten schlug er auf den Tisch, und sagte: alle Teufel! es giebt der Falken mancherlei: Edelfalken und gemeine.

Nach ein Paar Tagen war das Gesicht der Schwägerin um gute zwei Zoll länger. Sie schlug mit den Thüren, stieß allerlei um, kurz machte unaufhörlich Lärm. Ihr Ton war bellend, beißend; ihre Augen finster, ihr Gesicht wie ein Bild des Zorns, der eben ausbrechen will. Daran war Renate Schuld, die der Frau von Falk geschrieben hatte: der Obristlieutenant sey in

das alberne, stumme Ding, die Klaudie, bis zum Sterben verliebt; er habe alle Anstalten zur Vermählung gemacht, und sie bei seiner Abreise schon zur Königin des Hauses erklärt. Sie warf dem Obristlieutenant die schwärzeste Undankbarkeit vor, und beschwor die Frau von Falk, nicht länger zu zögern, wenn sie diese verhaßte Heirath hintertreiben wollte. „Klaudie muß fort,“ schrieb sie; „fort, ehe der Obristlieutenant wieder kommt: sonst ist alles verloren!“

Frau von Falk fürchtete Klaudien; — Renaten nicht so sehr: denn diese war an der Gränze der Jahre, worin sie Wenzeln Erben geben konnte. An ihres Schwagers Betragen sah sie recht wohl, daß Renate ihr die Wahrheit geschrieben hatte; denn so oft sie das Gespräch auf Klaudien brachte, sagte Falk: „das Mädchen ist ein Engel!“ und so oft die Rede auf die Erbschaft kam, sagte er nicht eine Sylbe.

Aloysius drang endlich in seinen Bruder, daß er sein Versprechen wiederholen

möchte; und nun konnte der ehrliche Wenzel nicht mehr ausweichen.

„Bruder," sagte er; „beim hohen Gott! ich habe mein Wort gegeben, und muß es halten, ob mir gleich allerlei Gewissenszweifel eingefallen sind. Ich — ich hätte es nicht einmal von dir angenommen."

Bruder, du bleibst ja Herr über die Güter, so lange du lebst.

„Ei, von Gütern ist hier nicht die Rede, beim Teufel nicht! Den Bettel wollte ich hin werfen, wie Sand. Vom Doctor Kreidenmann ist die Rede, einem braven Juristen, der ganz andere Dinge sagt, als Ihr."

Alis erschrack; er glaubte, sein Bruder hätte schon einen Juristen zu Rathe gezogen. Brüderchen, von Juristen ist nicht die Rede; von Zwang nicht, sondern von deinem Worte, das du immer heilig hältst, und von meinen armen Kindern, die dich Vater nennen und ihre Hoffnung auf dich setzen.

„Ihre Hoffnung? Und meine? meine? Alle Teufel! Mord und Donner! Meine

ist

ist nichts, gar nichts! . . . Ich habe es versprochen, und muß es halten. Und nun schweig! kein Wort mehr!

Dem Bruder Alis brach der Angstschweiß aus, als er Wenzels Gesicht sah; aber der Sieg war doch erfochten: Wenzel hatte sein Versprechen noch einmal gegeben. Frau von Falk drang darauf, es müßte schriftlich seyn. Nun veranstaltete sie zu Wenzels Geburtstage ein Fest. Die Bauern wurden zu einem Tanze eingeladen, der alte Schulmeister reichlich beschenkt, und der Bau des Schulhauses beschlossen.

Bei der Kapelle, worin die Leichname der Eltern ruheten, ließ Frau von Falk Linden pflanzen, und einen Blumengarten ringsum anlegen. Die Hälfte der rückständigen Steuern wurde den Armen erlassen. Die beiden Kinder brachten Wenzeln bei ihrem Glückwunsche Blumenkränze und einen reichen Türkischen Säbel, das Lieblingsgewehr seines Vaters, und sagten Verse her, worin die Worte „Vaterliebe" und „Kindesliebe" einander jagten. Als Falk nun

ganz voll Liebe zu allen Menschen, und sein Herz voll Wehmuth und süßer Sehnsucht war, kam die Frau Schwägerin mit der Bitte: er möchte doch, zum Andenken an den heutigen schönen Tag, ihren Kindern sein Versprechen mit ein Paar Worten schriftlich geben.

„Wozu?" fragte Wenzel.

Wenn wir schon lange bei den Eltern im Grabe liegen, Herr Bruder, dann sollen unsere Enkel diesen Beweis Ihrer Liebe noch aufheben, ihn dankbar lesen und mit Thränen benetzen.

„Das sollen die Enkel bleiben lassen, Frau Schwester; denn da wären Sie für etwas dankbar, woran ich gar nicht Schuld bin. Sie erben, weil ich einmal mein Wort gegeben habe, und nicht... Nein, nein!"

Nun denn, um Lebens und Sterbens willen.

„Was, alle Welt! Frau Schwester, ich könnte Ihnen heute das Herz aus der Brust geben; aber ich hoffe doch, Sie trauen meinem Worte? Schlimm genug,

daß man unter Fremden Schwarz auf Weiß mehr achtet, als ein Wort; ich aber will mich lieber von Topfweibern prügeln lassen — das ist hoch geschworen —, als mit meinem Bruder, der mit mir unter Einem Herzen gelegen hat, wie ein Jude handeln. Damit bleiben Sie mir weg, Frau Schwester!" — Seine Augenbraunen gingen schon auf und nieder; es war also, wie die Schwägerin wohl sah, nichts zu machen. Sie ließ ihn denn sein Versprechen in Gegenwart der Kinder noch einmal feierlich wiederholen; und die listige Frau ergriff ein gewaltiges Mittel, es recht fest zu machen. Ihr Mann schrieb, auf ihren Befehl, in die große Hausbibel, die noch von dem Aeltervater herstammte, und in die alle Geburten und Todesfälle der Familie eingetragen waren: „Heute, den dritten Julius, hat mein Bruder Wenzel Falk von Falkenstein mir und meiner Frau versprochen, meine Kinder, seine geliebten Neffen und Nichten, zu Erben seines ganzen Vermögens einzusetzen. Gott lasse meinen Bruder noch viele Jahre

glücklich leben! Aloysius Falk von Falkenstein, Reichsfreiherr zu Steinau, u. s. w."

Er las das Wenzeln vor, und sagte dann: lieber Bruder, wir haben immer alles Merkwürdige in die Bibel geschrieben.

„Ja," erwiederte Wenzel, seinen Zwikkelbart um den Finger schlagend; „Geburten und Todesfälle. Das ist denn wohl mein Todesfall!"

Man hatte es arg getrieben, daß der ehrliche Wenzel die Spitzbüberei merkte; indeß, wie es auch seyn mochte — er fühlte, daß er dadurch auf immer gebunden war. Mit einer tiefen Empfindung seines Unglücks nahm er selbst die Bibel in die Hand, und las die unglücklichen Worte. Er war jetzt zu erbittert, um etwas sagen zu können, und blätterte in der Bibel, um nur nicht reden zu dürfen. Da stieß er auf eine unterstrichene Stelle. Was liesest du denn da, Wenzel? fragte sein Bruder verlegen.

Wenzel zeigte ihm die Stelle: „Nie-

mand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde."

Ja, lieber Bruder, sagte Alis, das kann man von dir sagen; das hast du heute gezeigt gegen uns.

„Ja, Alis, ja! das kannst du von mir sagen; denn, weiß Gott, ich wollte mein Leben nicht sparen für euch. Aber so verzeihe dir Gott, Bruder! Denn was kann man von dir sagen? Und ich bin dein Bruder!" Alis verstand ihn nicht.

Wenzel schlug die Bibel zu, und ging auf sein Zimmer. Er fühlte jetzt in den Tiefen seiner Seele die innigste Liebe zu Klaudien, und in eben der Stunde, da er die Hoffnung, sie zu besitzen, für immer aufgegeben hatte. „Da steht es! Wenn ich nun auch heirathen könnte, so stände ich da ewig unter allen meinen Vorfahren als ein Lügner. Ich würde das nicht geschrieben haben, und hätten sie mir für jedes Wort Klaudien angeboten. Nun, ihr Vater will ich doch seyn, dazu soll mir Gott helfen; und ein rechter Vater! Gott gebe

nur, daß sich bald ein guter Mensch für sie findet, der sie so liebt, wie ich! Mein Huber, zum Exempel. O Huber! Huber! wenn er sie einmal sähe! Aber das ist auch nichts; er hat ja einen Flecken in seinem Leben, den kein Blut wegwäscht! Ein Ueberläufer! Lieber Gott, warum muß es mir denn immer so in die Quer gehen bei Allen, die ich herzlich liebe!"

So klagte er, und Niemand hörte es, nicht einmal sein treuer Georg.

## Man kennt Falk nicht.

Hätte Frau von Falk ihren Schwager gekannt, so würde sie still gesessen haben, da sie nun alles gethan hatte, was sich thun ließ. Sie beurtheilte aber den edlen Mann und Klaudien nach sich. Er hatte sein Wort gegeben; allein das war in ihren Augen nur ein sehr dünner Faden. Sobald ihr Schwager, meinte sie, wieder zu Hause wäre, würden Klaudiens Künste (denn auch dieses gute Mädchen hielt sie für eine feine Buhlerin) den Faden zerreißen. Daher glaubte sie denn, noch mehr thun zu müssen.

Auf einem kleinen Küchengute ihres Mannes war ein Mensch, der sich zu allem in der Welt gebrauchen ließ. Der Oberförster Reinhard, so viel er sonst auch wagte, schlug doch seine Hülfe ab, sobald er hörte, daß er Klaudien dem Obristlieutenant entführen sollte. Nein, nein, sagte er: den kenne ich; mit dem habe ich nichts zu schaffen!

Nun wurde Laufer — so hieß der junge Mensch — gefragt, ob er ein schönes achtzehnjähriges Mädchen mit einem recht artigen Vermögen, und bei der Aussicht, Justiz-Amtmann auf den Gütern ihres Mannes zu werden, heirathen wollte. Er war um so lieber bereit dazu, da er Klaudien schon kannte. Frau von Falk hatte ihn nehmlich ein Paarmal nach Falkenstein geschickt, um mit Renaten allerlei zu verabreden. Zu dieser war er denn immer gänzlich unbemerkt geschlichen, und eben so auch wieder aus dem Hause gekommen. Als er hörte, daß der Obristlieutenant Klaudien liebte, wurde er doch bedenklich; denn

mit dem zog sich niemand gern Händel zu. Frau von Falk machte ihm aber dadurch Muth, daß sie ihn an die gutherzige, zutrauliche Einfalt ihres Schwagers erinnerte, der die Netze dicht vor seiner Nase nicht sähe. Um ihn zu gewinnen, vermehrte sie ihre Versprechungen, und machte sich verbindlich, ihn in Schutz zu nehmen, wenn es verunglücken sollte. Uebrigens hatte sie ihren Plan so künstlich entworfen, daß nicht eben viel zu wagen war.

Renate bekam durch Herrn Laufer einen Brief von der Frau Oberkammerherrin, worin ihr die Rolle, welche sie zu spielen hatte, vorgeschrieben wurde.

Wer mag der junge Mann seyn, fragte sie den Rektor, mit dem Fräulein Klaudie heute um das Dorf ging? Ein hübscher Mann! schlank, groß, wie ein Adonis!

Der Rektor antwortete ruhig: wie kann ich das wissen!

Wer war denn, fragte Renate bei Tische Klaudien selbst, der junge Mann, mit dem du heute gingest?

Ich weiß es nicht. Er redete mich an, und fragte nach dem gnädigen Herrn. Ich sagte, er wäre in Steinau.

Aber er ging ja mit dir von den Weiden bis an den Park, und wohl noch weiter!

Klaudie erröthete, ohne zu antworten, und schlug die Augen nieder. Der Rektor sah sie an, und dachte weder Böses, noch Gutes.

Klaudie ging jetzt zuweilen allein um das Dorf, wo sie so oft mit dem geliebten Herrn geritten war. Auf einem dieser Spaziergänge trat Laufer ihr in den Weg, und fragte nach dem Obristlieutenant. „Er ist seit sechs Tagen in Steinau, bei seinem Bruder."

Das bedaure ich recht sehr. Ich hatte ihm etwas zu sagen, das ihn nahe betrifft; und doch möchte ich mich nicht gern in dem Schlosse sehen lassen. — Klaudie sah den Fremden betroffen an. Er sprach weiter: Sie, mein gnädiges Fräulein, Sie ehren den edlen Mann mit aufrichtiger

Theilnahme. Wer weiß, ob ich mich bis zu des Herrn Obristlieutenant Rückkehr hier werde aufhalten können. —

Klaudie sah ihn wieder an, und schwieg.

Und doch muß es der edle Mann erfahren. Er hat einen Feind...

„Einen Feind? Wie wäre das möglich!" sagte das Fräulein, stehen bleibend und ihn ängstlich betrachtend.

Der edle Mann! auch mir hat er einmal wohlgethan, mich aus dem Abgrund eines tiefen Elendes gerettet.

„O, so handelt er gegen alle Menschen!" Sie fühlte großes Wohlwollen für den Mann, der das von dem geliebten Herrn sagte.

Eben das weiß ich, gnädiges Fräulein; eben das hat mir den Muth gegeben, mich an Sie zu wenden.

„Wer ist denn sein Feind? Der Herr Rektor Huber, ein alter ehrlicher Mann, ist hier; zu dem will ich Sie bringen."

Laufer schüttelte den Kopf. Ich habe Ihnen eine Warnung zu geben, gnädiges

Fräulein. Trauen Sie von Allen, die um den edlen Mann sind, nicht Einem!

„Dem Rektor kann ich gewiß trauen."

Mag seyn; ich aber kenne ihn nicht, und kann ihm mein gefährliches Geheimniß nicht entdecken. Sie, mein gnädiges Fräulein, kenne ich, und einen Husaren, Georg; Sie und der allein sind treu. — Dadurch, daß er dem ehrlichen Georg Gerechtigkeit widerfahren ließ, gewann er Klaudiens Vertrauen ganz. — Fräulein Renate... — hob er furchtsam wieder an.

„Was ist mit der?"

Ach, dieses Fräulein Renate — ich weiß nicht, ob sie mich wohl gar noch kennt. Ich habe Ursache, mich vor ihr zu verbergen; denn ich selbst bin in Gefahr.

So ging Laufer mit Klaudien um das Dorf. Klaudie war in der größten Unruhe: das Geheimnißvolle des Menschen, seine Theilnahme an dem Obristlieutenant, die Gefahr, worin dieser seyn sollte, die Warnung Niemanden zu trauen, brachten ihre Phantasie in sehr starke Bewegung,

und sie äußerte, daß er ihr sein Geheimniß mittheilen möchte. Der junge Mensch bat sie, morgen, wenn es ihr möglich wäre, in den hintersten Theil des Schloßgartens zu kommen, seine Anwesenheit ja zu verschweigen, und sich besonders vor Renaten zu hüten. Heute konnte er nicht reden; denn er mußte erst überlegen: es waren Menschen in der Nähe, und man durfte nicht wissen, daß er mit ihr gesprochen hatte. Er nahm seinen Hut ab, und zog sich hinter das Gebüsch zurück.

Klaudie ging unruhig nach Hause. Sie erklärte sich nicht über den jungen Mann, obgleich auch der Rektor einmal fragte, was er gewollt hätte. Renate wiederholte gegen den Rektor wohl noch zehnmal: es muß etwas Wichtiges seyn. Sie kennen Klaudien. Sonst spricht sie mit Niemanden; und mit dem sprach sie so eifrig, so in Bewegung. Bald blieb sie mit ihm stehen, bald gingen sie schneller, dann wieder langsam, gerade als ob Beide etwas sehr Wichtiges mit einander verabredeten.

Am folgenden Morgen saß Renate bei dem Rektor. Es kam eine Magd, und verlangte etwas von ihr. Sagt es Fräulein Klaudien! erwiderte Renate.

Das gnädige Fräulein ist nicht da.

Wo ist sie denn?

Hinten im Park, bei einem jungen Herrn, den ich nicht kenne.

Wie! was! — Sie nahm Wenzels Tubus, richtete ihn, und sagte: wollen Sie einmal herseh'n, lieber Herr Rektor?

Der Rektor sah Klaudien neben einem jungen Menschen stehen, der nun wohl kein Adonis war, wie ihn Renate nannte, aber doch hübsch genug, um eines jungen Mädchens Herz in Bewegung zu bringen. Und dieser junge Mensch faßte und küßte Klaudiens Hand, und setzte sich mit ihr auf eine Rasenbank, wo das Gespräch noch eine lange Viertelstunde fortgesetzt wurde.

Ei, ei! sagte der Rektor: naturam si furca expellas — Ei, ei! Und so schnell! so schnell!

So schnell? fragte Renate. Das nun

wohl nicht, lieber Herr Rektor. Ehe der gnädige Herr Vetter hierher kam, war schon so etwas im Gange — ob mit eben diesem jungen Herrn, oder mit einem andern, das weiß ich nicht. Lieber Gott! was ist der Mensch, wenn er jung ist! Sehen Sie, der Liebesgram macht das arme Mädchen so still und stumm. Nun seh' ich ein, warum sie immer in dem alten dunklen Zimmerchen saß! Das Fenster geht in den Garten, und vor dem Fenster stehen Haselnußbüsche, die so dicht sind wie eine Wand. Warnen sollte ich das junge Ding freilich; aber — hat denn nicht der Herr befohlen, daß sie Freiheit haben soll, zu thun, was sie will?

Eine freundschaftliche Warnung, Fräulein Renate, können Sie ihr so gut geben, wie ich. —

Diese freundschaftliche Warnung gab denn Renate Klaudien mit der größten, freundschaftlichsten Schonung. Klaudie antwortete nicht darauf. Wie konnte sie auch! Laufer hatte ihr im Park gesagt, daß des

Obristlieutenants Ruhe, ja sein Leben, durch einen mächtigen Feind in Gefahr wäre. Klaudie fragte: durch wen? und Laufer antwortete unbefangen: ich weiß nicht ganz genau, wie die Sache zusammenhängt. Der Herr Obristlieutenant hat einmal ein Fräulein geliebt, die Verwandte eines mächtigen Mannes. Die Sache ist abgebrochen, und, wie man in der Hauptstadt sagt, um einer neuen Liebe willen, welche den Obristlieutenant abhält, sein Wort zu erfüllen. Damit ist es nun wohl nichts.

Klaudie erröthete, und ihr Herz fing mächtig an zu pochen; denn jetzt fielen ihr Georgs Erzählungen ein, worin auch ein schönes Fräulein Schlenz vorgekommen war, die Schwester von der Maitresse des Fürsten. Sie erinnerte sich, daß Georg erzählt hatte, der Herr wäre darum aus dem Dienst gegangen. Der Fürst; eine Maitresse; eine verlassene Geliebte: lauter fürchterliche Namen für Klaudien, welche die Welt gar nicht kannte! Sie sagte übereilt: „o, es kann sehr wohl so seyn! Etwas dergleis

gleichen ist vorgefallen. Ich habe von einem Fräulein Schlenz gehört."

Ganz recht! sagte Laufer, der jetzt einen Faden hatte, an dem er fortspinnen konnte, und der die Familie Schlenz, aus der Hauptstadt her, kannte. Fräulein Schlenz; ihre Schwester ist die Geliebte des Fürsten. Nun sehen Sie leicht ein, was daraus entstehen kann. Ich zittre für des Obristlieutenants Leben, ob er gleich unschuldig ist.

„O gewiß, ganz unschuldig! Aber — die neue Geliebte des gnädigen Herrn?"

Laufer setzte sich mit Klaudien an einer Stelle, wo sie aus dem Schlosse gesehen werden konnten, und suchte sie auszuholen. — Auch der haben sie den fürchterlichsten Haß geschworen. Man sagt, es sey eine Verwandte von dem Herrn Obristlieutenant.

Klaudie erblaßte. „O, ich wollte gern für ihn sterben!" Jetzt sagte er ihr auf den Kopf zu, daß s i e die neue Geliebte des Obristlieutenants wäre.

Sie erzählte ihm nun mit Engelsunschuld, — zu einem Manne, den Wenzel aus dem Abgrunde des Elendes gerettet hatte, konnte sie ja Vertrauen haben — wie sich alles verhielte, und setzte hinzu, daß sie gar keine Ansprüche auf die Hand des gnädigen Herrn Vetters hätte.

O, sagte Laufer, wenn seine Feinde das doch wüßten!

„Könnte man nicht . . .“ fragte sie. Laufer besann sich, versprach zu überlegen, und sagte dann auf einmal freudig, ihr die Hand mit Entzücken küssend: wir Beide, denen der edle Mann wohlgethan hat, wir sind vielleicht von der Vorsehung dazu bestimmt, ihn zu retten. Ich will darüber nachdenken. Wann und wo sehe ich Sie wieder?

„Hier, morgen, um eben diese Zeit.“ Mit diesen Worten verließ sie ihn.

Sie konnte ihren Wohlthäter retten, ihn schützen gegen eine Lebensgefahr! Dieser Gedanke machte sie sehr glücklich, ob sie gleich noch nicht wußte, auf welche Art.

Nun bekam sie die Warnung von Renaten. Der Rektor, den die Sache erst hinterher beunruhigte, ging zu Klaudien, und wurde von ihr mit hellen, unschuldigen Augen empfangen. Er hatte sie lieb, und wollte deshalb nicht gern mit der Thür in's Haus fallen. Um durch einen Uebergang auf den jungen Menschen zu kommen, der ihr heute die Hand geküßt hatte, fing er von dem Obristlieutenant an, ob er gleich voraus wußte, daß er von dem nicht so bald wieder wegkommen würde. Klaudie, die gern etwas Näheres von Falks ehemaligen Schicksalen gewußt hätte, erwies ihm einen wahren Dienst durch die Frage: „wie sind Sie denn mit dem gnädigen Herrn bekannt geworden?"

Der Rektor erzählte von seiner Absetzung, von Falks Edelmuth, von seinem Sohne und von des Fürsten Unversöhnlichkeit.

Hier erwartete ihn Klaudie. „Ist denn der Fürst so rachsüchtig?" fragte sie.

Ei, Fräulein, ein Fürst ist, wenn man

ihn persönlich beleidigt hat, fast immer unversöhnlich. Auch würde es der Herr Obristlieutenant wohl gefühlt haben, daß er sich meiner annahm, wenn man ihn nicht so nöthig gebraucht hätte. Nachher — der Herr sagt zuweilen: ich bin reducirt. Er hat nicht Unrecht: wäre der edle Mann nicht gegangen, sie hätten ihn gehen heißen; denn, Fräulein, das Hofgelichter glaubte, schwer von ihm beleidigt zu seyn.

Klaudie zitterte, und fragte: „wie denn so? warum denn?"

Ja, es war eine Geschichte mit einem Fräulein Schlenz, einem wunderschönen Mädchen, wie der Obristlieutenant damals sagte. Die ganze Stadt glaubte, er würde sie heirathen; doch auf einmal nahm der Herr den Abschied, und wir zogen hieher.

„Wenn aber der Fürst so rachsüchtig ist, wie Sie sagen, Herr Rektor ..."

Ja, ja, mein liebes Fräulein, wenn sie nur an ihn kommen könnten, sie würden ihn nicht schonen! Ich sagte einmal zu dem Herrn: sie haben es Ihnen in der Resi-

denz noch nicht vergessen. Da gab er mir zur Antwort: Schurken haben niemals Muth. Das ist wohl wahr; doch ich kenne die Schurken besser: sie schieben die Rache wohl auf, vergessen sie aber nicht.

„War denn der gnädige Herr mit dem Fräulein versprochen?"

Das weiß ich nicht. Aber so ganz richtig mochte doch wohl nicht alles seyn. Kurz, ich glaube nimmermehr, daß sie es ihm vergeben haben! — Und nun plauderte der gute Alte noch ein Stündchen fort, ohne weiter an den jungen Herrn zu denken.

Jetzt standen der Fürst und die verlassene Braut, Beide Rache dürstend, vor Klaudiens Phantasie, und Meuchelmörder dazu, die Wenzeln auf jedem Wege im Walde oder hinter einem Gebüsche auflauerten. Nach ihrer Unterredung mit dem Rektor zweifelte sie gar nicht mehr an allem, was ihr der Fremde gesagt hatte.

Am folgenden Morgen eilte sie wieder in den Park zu dem Fremden hin, der

schon auf sie wartete. „Ja," sagte sie zu ihm; „das Leben des edlen Herrn ist in Gefahr. Wie kann ich ihn retten?"

Laufer hatte überlegt. Das Fräulein ging so arglos in sein Netz, daß vielleicht nicht einmal eine Entführung nöthig war. Aus jedem Worte, das sie sprach, brach ihre Liebe hervor. „Wie kann ich ihn retten?" fragte sie muthig.

Man hält in der Familie Schlenz Sie für das Hinderniß, warum der Obristlieutenant sich nicht vermählt.

„Mich? Aber wie kann man das?"

O, sehr wohl! Man muß Sie sogar dafür halten; denn bei dem Turniere sind Sie ja als die Gemahlin des Obristlieutenants öffentlich ausgerufen worden.

„Das war ja nur ein Spiel, nichts weiter."

Das glaubt die Familie nicht.

Nun, so sagen Sie: was soll ich thun, ihn zu retten!"

Sie müssen sein Haus verlassen. Herr von Falk hat das Fräulein Schlenz geliebt,

und liebt es vielleicht noch, würde auch vielleicht in des Fräuleins Armen glücklich werden. Wohl möglich, daß er Sie halb und halb liebt.

„Ja, aber wie seine Tochter. Das sagt er selbst."

Nun, eben diese Ungewißheit in seiner Neigung beweist, daß er dem Fräulein Schlenz Verpflichtungen hat, die er nur mit seiner Hand oder — mit seinem Blute bezahlen kann. Ich kam, den edlen Mann zu warnen. —

Die gute Klaudie lief in das Netz des Betriegers. Sie sagte ihm, was ihr der Rektor erzählt hatte, und dabei wurde ihre Phantasie auf's neue ergriffen. Jetzt sah sie den Herrn am Boden liegen, in Blute schwimmen, das bleiche Gesicht auf sie wenden. Und sie hätte ihn retten können! Allerdings mußte Jedermann, der von dem Turniere gehört hatte, glauben, sie sei Falks Geliebte. Hatte es doch Renate so ausgelegt. Nun wurde ihr alles klar und deutlich. Georg hatte ihr auf eine räthsel-

hafte Art zu verstehen gegeben, der Obristlieutenant sei durch sein Wort gebunden. Jetzt war ihr die seltsame Unruhe Falks erklärbar. Er hatte zwischen ihr und dem Versprechen, das er dem Fräulein Schlenz gegeben, geschwankt, doch endlich, da er sie „Tochter" nannte, das Verhältniß bestimmt, worin er mit ihr seyn wollte. Sie konnte ihn retten, und mußte es also auch; er war ja ihr Wohlthäter, ihr Vater!

„Wohin kann ich!" sagte sie, mit Thränen in den Augen.

Wenn Sie entschlossen sind, den edlen Mann zu retten, so biete ich Ihnen für's Erste das Haus meiner Schwester an.

„O, Sie sind sehr gütig! Entschlossen bin ich! je eher, je lieber!"

Laufer machte die Gefahr dringend. Das hätte er bei dem edlen, großmüthigen Mädchen kaum zu thun nöthig gehabt. Sie war zu allem entschlossen, und wäre jetzt sogleich mitgegangen, wenn er es gefodert hätte. — Er versprach, diesen Abend am

Ende des Parks Pferde und Wagen bereit zu halten, und bat sie, ihre Kleider mitzunehmen, auch Geld, wenn sie das hätte.

Wohl niemals ist man bei einer Entführung unvorsichtiger zu Werke gegangen, als bei dieser. Klaudie trug ihre Kleider in ein Gartenhaus, nahm dann beinahe förmlich Abschied von dem Rektor, und kniete auf Falks Zimmer vor seinem Kleide nieder. Am Abend spät ging sie mit ihrer vollen Börse durch den Park, und kam zu dem Wagen. Ihre Kleider wurden eingepackt. Sie setzte sich zu dem jungen Menschen ein, und nun ging es gerade nach Radenberg, und von da immer weiter.

Renate that in dieser entscheidenden Nacht kein Auge zu. Am Morgen ging sie auf Klaudiens Zimmer, um nachzusehen, ob sie fort wäre. Sie schwieg; und fragte Jemand nach Klaudien, so antwortete sie: wahrscheinlich geht sie spazieren.

Als Klaudie nicht zu Tische kam, fragte der Rektor nach ihr. Nun ließ Renate sie einige Stunden in der Nachbarschaft, im

Park, auf ihren gewöhnlichen Spaziergängen suchen. Darüber kam der Abend heran. Jetzt setzten sich Husaren zu Pferde, und jagten auf allen Wegen nach. Sie kamen aber am Morgen zurück, ohne Klaudien gefunden zu haben.

Endlich kam der Gastwirth des Dorfes, und zeigte an, daß ein junger Herr mit Wagen und Pferden vorgestern bei ihm gefüttert hätte. Ein Anderer sagte aus: der Wagen habe am Park gehalten; Klaudie sei mit einem jungen Herrn eingestiegen und davon gefahren.

Renate tobte im Hause umher, und machte allen Leuten die bittersten Vorwürfe, sogar dem Rektor, der noch am dritten Tage die Felder durchirrte, um Klaudien zu finden. Ich habe ja, schrie sie, genug geredet, gewarnt, geklagt; aber da wollte man nicht hören, nicht sehen, nicht glauben! — Die Pferde standen immer gesattelt: denn Renate hatte bald diese, bald jene Vermuthung, wohin Klaudie geflohen seyn könnte;

und allenthalben hin mußte ein Husar sprengen.

Das ganze Haus zitterte bei Renatens Vorwürfen. Jeder fühlte sich schuldig, und scheuete sich vor der Ankunft des Herrn.

Am fünften Tage schrieb Renate endlich dem Obristlieutenant, daß Klaudie entflohen wäre, und schickte einen Husaren mit dem Briefe nach Steinau.

(Ende des ersten Bandes.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

12
12
12

3/150

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Wenzel Falk und seine Familie

Bd.: 1

Berlin (1810)

P.o.germ. 783 i-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113319-7